

# Aus der Geschichte der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd

von Albert Deibele

## Alemannen und Franken

Schon lange waren im Norden und Osten unseres Vaterlandes die germanischen Stämme in Bewegung geraten. Sie schauten sich für ihre wachsende Volkszahl nach neuen und besseren Siedlungsplätzen um. Vergebens versuchten sie jahrzehntelang, die römische Grenzwehr zu überwinden; erst im Jahre 260 n. Chr. gelang es den Alemannen, die rätische Mauer zu durchbrechen und in unser Gebiet einzudringen. Die Römer zogen sich an den Bodensee zurück; mit ihnen verließ wohl der größte Teil der keltischen Bevölkerung unsere Gegend. Die Alemannen waren Viehzucht treibende Bauern, die sich aber mit dem neuerworbenen Lande nicht zufriedengeben wollten. Auch sie erfaßte der für die germanischen Völker so unheilvolle Drang nach dem Süden. Zum Glück wurden sie bei ihren Versuchen nach Gallien und Italien vorzustoßen immer wieder zurückgeschlagen. So erkannten sie schließlich, daß ihnen das Schicksal unser Land als Heimat zugedacht hatte.

Als Bauern brauchten sie Ackerland und Viehweiden, die sie vor allem in den waldarmen Gebieten der Gäulandschaften und auf der Alb fanden. Dort gründeten sie ihre ersten Dörfer, die man leicht an der Endung »ingen« ihrer Dorfnamen erkennt, so Iggingen, das Dorf eines Ucko, und Böbingen, dasjenige eines Babo. In der nächsten Umgebung von Gmünd finden wir diese ingen-Dörfer auf den fruchtbaren Ebenen des Schwarzen Jura nördlich und südlich der Rems: Schechingen, Göggingen, Iggingen, Heuchlingen, Essingen, Mögglingen, Böbingen. Wo die Gewässer den Sandstein freigelegt hatten, wie an der Rems und

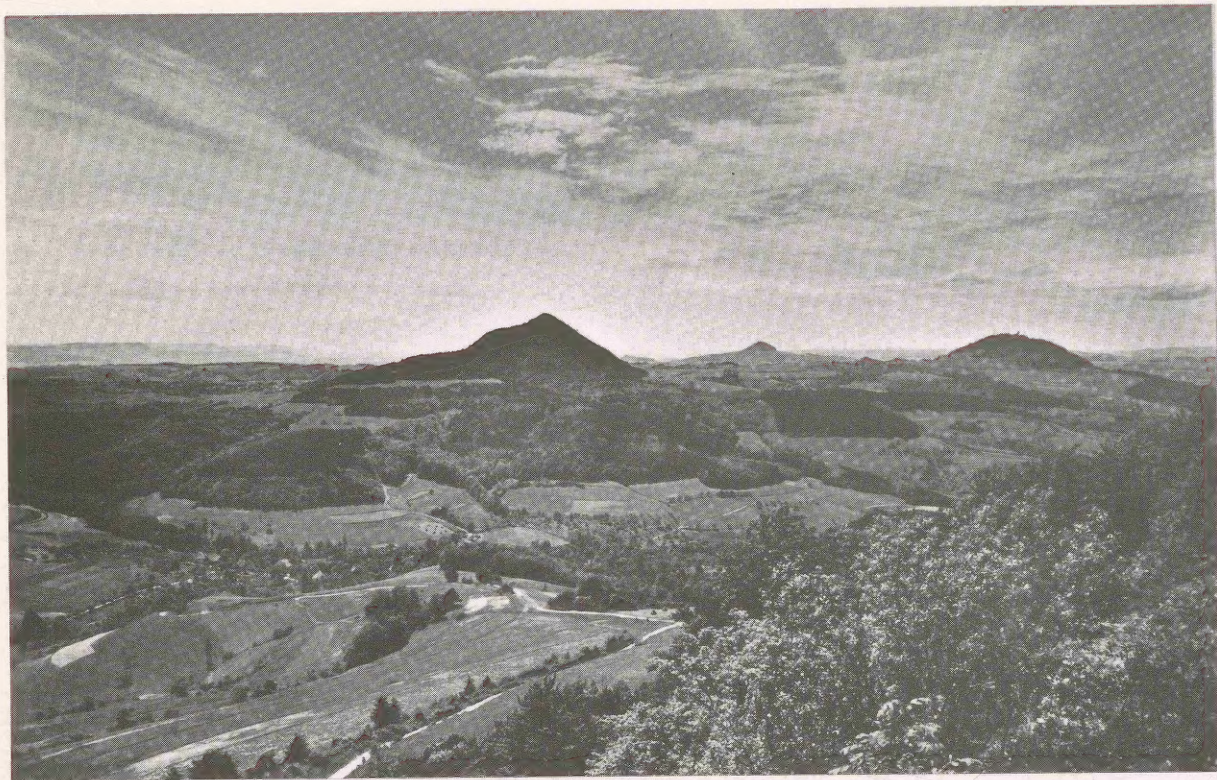
ihren Zuflüssen von Hussenhofen ab, ist keines dieser Dörfer mehr zu finden. Diese Täler waren dicht mit Wäldern bedeckt, welche den Bauern nicht viel bieten konnten.

In das Ende des 5. Jahrhunderts fällt das größte Unglück, das die Alemannen betroffen hat. Sie gerieten mit den Franken in Streit, wurden in einer blutigen Schlacht am Niederrhein vollständig geschlagen, verfolgt und mit Vernichtung bedroht. Nur das Eingreifen der Ostgoten unter Theoderich rettete den Stamm vor dem Untergang. Doch mußten die Alemannen ihr Siedlungsgebiet vom Main bis an die Linie Hornsgründe, Asperg, Hagberg, Hohenberg und Hesselberg den Franken abtreten. Diese Linie ist bis heute die Stammesgrenze zwischen Franken und Alemannen geblieben. Was von den Alemannen im nördlichen Gebiet die Kämpfe überlebt hatte, strömte in den restlichen Siedlungsraum ein. Unsere engere Heimat, die nun Grenzgebiet geworden war, erlebte also schon 496 nach Christus einen ähnlichen Flüchtlingsstrom, wie genau 1450 Jahre später, im Jahre 1946.

Die Dörfer der Alemannen dürften 80 bis 150 Einwohner gezählt haben. Mehrere Dörfer zusammen bildeten einen Verwaltungsbezirk, an dessen Spitze ein Hochadeliger stand. Lorch und Iggingen sind wohl die Sitze solcher Herrschergeschlechter gewesen.

Die Franken brachten das Christentum in unsere Gegend, das wohl um 570 vom ganzen Stamme angenommen wurde. Es entstanden die ersten Kirchen, die ein großes Gebiet zu betreuen hatten. Solche Urkirchen befanden sich vermutlich in Lorch und Iggingen. Von ihnen aus wurden in den nächsten Jahrhunderten weitere Pfarreien und Kaplaneien gegründet, die oft





181 Die drei »Kaiserberge« von Osten; von links Stuißen, Hohenstaufen, Rechberg

noch lange in Beziehung zur Mutterkirche standen. Die ältesten Kirchen waren St. Martin (Iggingen) und St. Michael (Oberböbingen und Weiler) geweiht. Zu dieser Zeit hat es noch kein Dorf Gmünd gegeben; doch mußte sich schon früh auf dem Platz, wo sich heute unsere Stadt erhebt, eine kleine Siedlung gebildet haben, und zwar wegen der Erfordernisse des Verkehrs. Dieser folgte den Tälern, ja benützte vielfach die Flußbette als Straßen. In das Mündungsgebiet von Rems und Josefsbach führte eine Reihe von

Talwegen, wie diejenigen von Mutlangen, Herlikofen, Wetzgau, Bettringen, Waldstetten samt deren Hinterland. Dazu kam die wichtige Remstalstraße. Es werden sich deshalb hier schon sehr früh einzelne Handwerker, wie Wagner, Schmiede, Töpfer, Seiler, auch Herbergswirte und Händler niedergelassen haben. Für Bauern war der Platz nicht geeignet, da es an Äckern und Wiesen fehlte. Es war sicherlich auch noch keine Markung ausgeschieden, sonst wäre die Grenze der Urfarreien Lorch und Iggingen nicht mitten



durch unsere heutige Markung verlaufen. Der Mutlanger Bach und der Leonhardsfriedhof bilden etwa die Grenze, so daß Gotteszell zu Iggingen, das übrige unserer Stadt aber zu Lorch gehörte. Doch bald erlangte die kleine Siedlung durch die Politik der Franken eine große Bedeutung.

Im Jahre 746 rückte Karlmann, der Onkel Karls des Großen, ins Neckarland ein und machte dem Herzogtum Schwaben ein Ende. Nun wurde das ganze Land von fränkischen Beamten nach fränkischem Muster verwaltet. Als die Verhältnisse in Schwaben gefestigt waren, traten die Franken zum Aufmarsch gegen Bayern an. Dort fanden sie beim Adel und den kirchlichen Stellen Anhang. Die Gründung des Klosters Ellwangen durch einen fränkischen Großen um das Jahr 760 dürfte diesen Plänen zuzuschreiben sein. Mächtige Unterstützung fand Karl der Große durch Abt Fulrad, der dem angesehensten Reichskloster St. Denis bei Paris vorstand. Fulrad gehörte zum Hochadel in Lothringen und besaß dort reiche Güter, später, durch die Gunst der Franken, auch im Elsaß und in Schwaben. Als treuer Diener Kaiser Karls des Großen schloß sich Fulrad dem Aufmarsch gegen Bayern an. In einem kühnen Sprunge setzte er über ganz Alemannien hinweg und gründete an der bayerischen Grenze das Kloster Herbrechtingen. Die Zeit war günstig, denn durch den Sturz des Langobardenkönigs Desiderius 774 hatte dessen Schwiegersohn, der Bayernherzog Tassilo, seine letzte Stütze verloren. Es galt nun für Fulrad, eine Verbindung von seinen Besitzungen im Elsaß nach Herbrechtingen herzustellen. Er schob deshalb eine Reihe von Klösterlein oder Zellen gegen Osten vor, darunter auch Eßlingen.

In seinem berühmten Testament von 777 vermachte er seinen ganzen Privatbesitz, auch die Klösterlein oder Zellen, seinem Kaiser. In diesem Testament von 777 ist Gmünd nicht genannt, wohl aber in einer Fälschung von 852. Um diese Zeit erhoben sich nämlich Streitigkeiten wegen des genannten Testaments. Wie

schon oft in solchen Fällen tauchte plötzlich eine Urkunde auf, datiert Düren, 16. September 784, in welcher Karl der Große das Testament des Abtes Fulrad bestätigte und noch einige Orte mehr, als im Testament von 777 genannt waren, aufführte, darunter auch die Zelle Gmünd (Gamundias) im Herzogtum Alemannien, womit unser Gmünd zum ersten Male in der Geschichte erwähnt wurde. Nach dieser Urkunde — obgleich sie gefälscht ist — steht fest, daß Gmünd 777 schon bestanden hat, ungewiß ist nur, ob das Kloster St. Denis auf Gmünd einen Rechtsanspruch hatte. Doch dies ist für die Geschichte unserer Stadt belanglos. Wo die Fulradzelle gelegen hat, wissen wir nicht genau. Einige wollen sie in der früheren Veitskapelle auf dem Johannisplatz erkennen; wahrscheinlicher aber ist es, daß sie im Innern des Münsters zu suchen ist.

#### Gmünd in staufischer Zeit

Von nun an liegt wieder Dunkel über der Geschichte Gmünds. Es ist anzunehmen, daß die wichtig gewordene Siedlung ebenso wie Eßlingen und Herbrechtingen durch die Vermittlung des Klosters St. Denis Marktrechte bekommen hat. Marktorte aber mußten der Sicherheit halber ummauert werden. Die erste Mauer dürfte etwa den heutigen Münsterplatz umfassen haben.

Damals mag auch unsere Markung entstanden sein. Sie reichte ursprünglich nur von Gotteszell bis zum Güterbahnhof, vom Bergschlößle bis zum Nordrand des Taubentals. Dies war natürlich keine Markung einer Bauerngemeinde, sondern sie macht ganz den Eindruck, als ob sie recht spät aus den Grenzwäldern der Markungen Straßdorf und Wetzgau herausgeschnitten worden wäre. Später wurde sie durch Einbezug der Markungen Rinderbach, Brogenhofen und Eutighofen vergrößert. Aber auch dann noch stellte



sie keine Markung für eine Bauerngemeinde dar, denn überall da, wo das Bauernland beginnt, hörte die Markung auf. Die Grundstücke um Gmünd waren fast ausschließlich Schaf- und Viehweiden. Sie gehörten einzelnen Bürgern, vor allem Metzgern und Wirten, aber auch Handelsleuten. Wer größeren Grundbesitz besaß, ließ ihn durch »Häusler« verwalten. Das Herzogtum Schwaben lebte 917 wieder auf. 1079 übertrug es Kaiser Heinrich IV. an Friedrich von Büren (Wäschenbeuren), der ihm in seinen schweren Kämpfen mit Papst Gregor VII. treu beigestanden war. Mit der Herzogswürde bekam Friedrich die Hand von Agnes, der einzigen Tochter des Kaisers. Und nun tritt Gmünd wiederum in das Licht der Geschichte. Unsere ältesten Chroniken führen seine Gründung geradezu auf diesen Herzog Friedrich I. oder dessen Sohn Friedrich II. zurück. Friedrich I. und seine Gemahlin Agnes sollen auch die Gründer der Johanniskirche sein. Die Sage erzählt darüber: Einst jagte Herzog Friedrich I. mit seiner Gemahlin Agnes im Tal der Rems. Als sie nach Hause zurückgekehrt waren, bemerkte Agnes, daß sie ihren Ehering verloren hatte. Das war ein großes Unglück, denn die damalige Zeit hielt sie damit der ehelichen Untreue überführt. In ihrer Herzensnot gelobte sie, an der Stelle, wo sich der Ring finden würde, eine Kirche zu erbauen. Als sie am andern Tages wieder auf die Jagd ging, erlegte sie einen weißen Hirsch und fand an dessen Geweih ihren Ehering. Sie erfüllte ihr Gelübde und erbaute die Johanniskirche. An dieser Sage dürfte jedenfalls so viel wahr sein, daß Friedrich und Agnes viel für Gmünd getan haben, vielleicht auch an der Gründung der ersten Johanniskirche beteiligt waren.

Wer war dieser Schwabenherzog Friedrich I.? Sein Vater hieß ebenfalls Friedrich und besaß reiche Güter im Elsaß. Seine Mutter Hildegard stiftete nach dem Tode ihres Mannes in Schlettstadt ein Benediktinerkloster mit der St. Fideskirche. Als sie um 1094 starb,

wurde sie der Sitte gemäß in ihrer Stiftung, der St. Fideskirche, beigesetzt. Bevor der Sarg geschlossen wurde, übergieß man ihren Körper, vielleicht weil sie an der Pest gestorben war, mit Kalk. Als man 1892 ihr Grab öffnete, hatte der Kalk die Körperformen dieser Frau deutlich bewahrt. Ein Ausguß der Hohlform zeigt uns in einmaliger Weise Kopf und Brust von Hildegard. Ihr Sohn ist Friedrich I. von Staufen, ihre Schwiegertochter Agnes, ihr Enkel Konrad III., ihr Urenkel Friedrich Barbarossa. Wir haben in Hildegardis also die Stammutter der Staufer zu sehen, die in engster Beziehung zu unserer Stadtgeschichte stehen. Herzog Friedrich I. gründete um 1102 das Kloster Lorch und bestimmte es zur Grablege seines Geschlechts. Er liegt auch dort begraben, während Agnes nach seinem Tode sich nach Österreich verheiratete und dort gestorben ist.

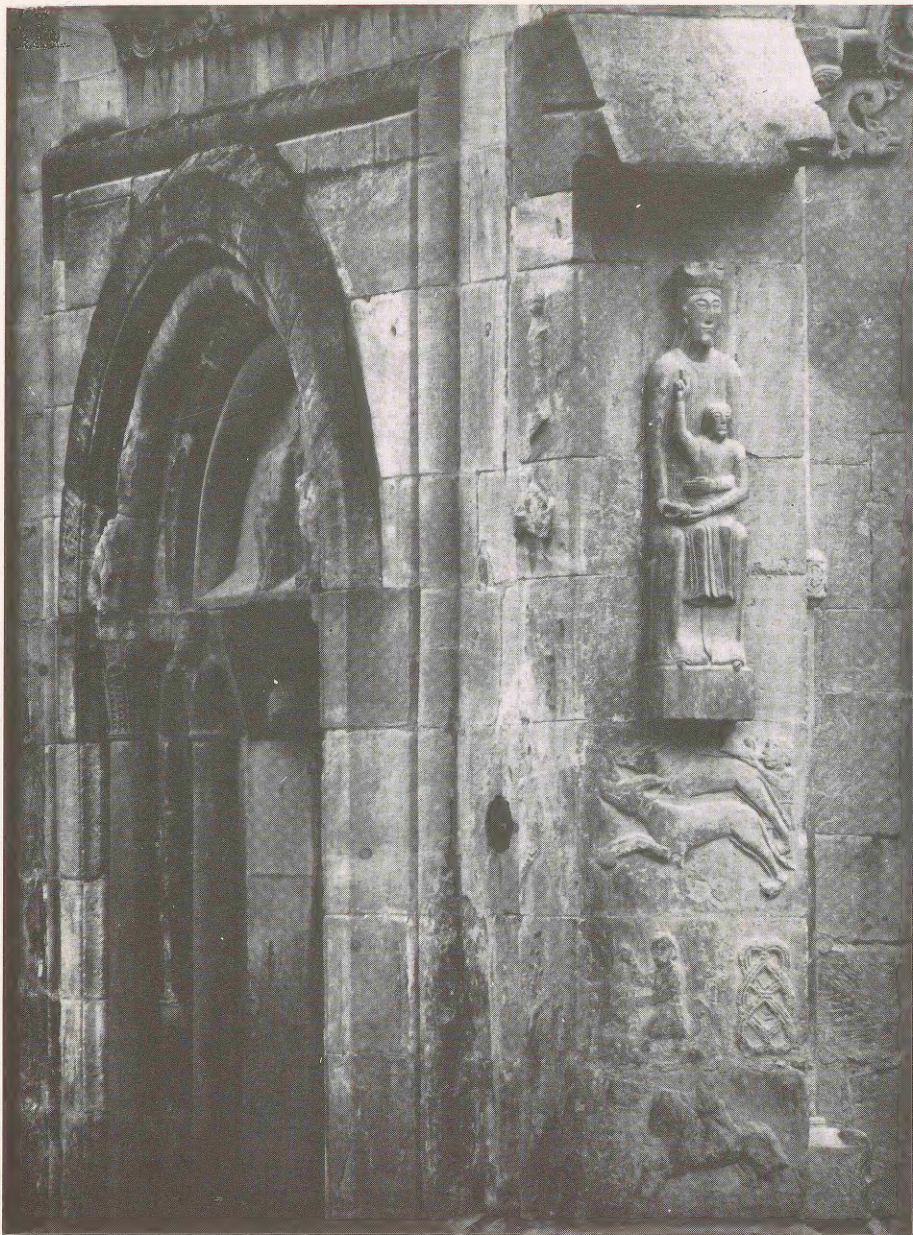
Von größter Bedeutung für Gmünd wurde Friedrich Barbarossa, der Enkel von Friedrich von Büren und Agnes, denen wir bei der Sage von der Gründung der Johanniskirche begegneten. Er erhob den kleinen Markort Gmünd um 1160 zur Stadt und zwar als erste in Deutschland. Bis dahin gab es im Reich noch keine zwei Dutzend Städte, fast durchweg alte Römersiedlungen wie Straßburg, Speyer, Worms, Basel, Konstanz, Augsburg, Regensburg. Das ganze heutige Württemberg besaß noch keine einzige Stadt.

In den schweren Kämpfen in Italien hatte Barbarossa die ausschlaggebende Bedeutung der Städte kennengelernt. Sie waren Lagerfestungen, die den bisherigen kleinen Burgen weit überlegen waren. Ihre Bürger bildeten eine dauernde Besatzung, deren Kosten die Städte selbst zu tragen hatten, wie sie auch für die Unterhaltung der Befestigungswerke, für die Ausrüstung mit Waffen und für reichliche Bereitstellung von Lebensmitteln sorgen mußten. Zudem waren die Städte sehr wohlhabend, da in ihnen infolge der Sicherheit, die sie gewähren konnten, Gewerbe und Handel blühten. Barbarossa wollte sich vor allem Ge-













183 *St. Johannes, Nebenportal an der Westfront,  
Strebpfeiler an der Südwestecke, etwa 1210–30*  
184 *St. Johannes, Hauptportal*

der Kaiser war oft monatelang abwesend. Auch die Grablege zu Lorch und die Burg Waldhausen, wo sich angeblich die Kanzlei der Staufer befand, bedurften des Schutzes. Diese drei Plätze lagen an der wichtigen Remstalstraße, die den Verkehr nach Nürnberg, Augsburg und Straßburg vermittelte. Da Barbarossa zu

jener Zeit seine salischen Erbgüter am Rhein seinem Halbbruder Konrad übergeben hatte, mußte er sich vor allem gegen Osten decken, wofür Gmünd besonders günstig gelegen war.

Eine Stadt mußte das Marktrecht haben, das Gmünd sicherlich durch Vermittlung des Klosters St. Denis schon besaß. Bei den Märkten handelte es sich vor allem um Wochenmärkte. Auf diesen stellten die Handwerker ihre Waren zum Verkauf aus und versorgten auch die Nachbarschaft mit ihren Erzeugnissen. Andererseits mußten die Märkte den Bauern ihre landwirtschaftlichen Produkte abnehmen. So bildeten Marktort und Umgebung ein einheitliches Versorgungsgebiet. Der Marktort mußte auch ummauert sein, damit Kaufleute und Handwerker ungestört von Wegelagerern ihrer Arbeit nachgehen konnten. Auch mußten die Rohstoffe und Fertigwaren vor Diebesbanden gesichert sein.

Die Märkte genossen den besonderen Schutz des Königs. Nur dadurch konnten Maß, Gewicht und Münze überwacht, für die Sicherheit der Straßen gesorgt, wie auch die vorgeschriebenen Abgaben eingetrieben werden. Daher erhielt die Stadt ihr eigenes Gericht mit hoher und niederer Gerichtsbarkeit und durfte also selbst die Todesstrafe verhängen. Eine Stadt konnte daher nur von einem Herrn gegründet werden, welcher diese Hoheitsrechte besaß, und das waren neben dem König die Fürsten, Grafen und andere hochadelige Herren. Nur wenn ein Platz diese drei Bedingungen erfüllte, war er eine Stadt. Solche Orte heißen immer *civitas* oder *burgus*, ihre Bewohner aber *cives* oder Bürger. Die übrigen Siedlungen treten unter der Bezeichnung *villa*, Dorf oder *praedium*, Landgut auf.

Gegenüber der Landbevölkerung hatten die Städter bedeutende Vorrechte. Sie waren vor allem persönlich frei und konnten Eigentum wie Häuser und Grundstücke kaufen oder verkaufen. Bei den allermeisten Bauern aber gehörten Haus und Hof dem Grund-



herrn und waren von diesem nur geliehen, also Lehen. Nur wenige Bauern besaßen eigene Güter; die meisten mußten neben den Abgaben noch Frondienste leisten, also für ihren Herrn unentgeltlich arbeiten. Von den Bürgern konnten wohl auch Frondienste gefordert werden, aber nur für die Aufgaben der eigenen Gemeinde.

Regierung und Gericht wurden in der Stadt von den Bürgern aus den eigenen Bewohnern gewählt; die Bauern dagegen waren in allem von ihrer Herrschaft abhängig. Ihr Schultheiß und die gewählten Vierleute besaßen nur geringe Befugnisse, kaum mehr als heute ein Dorfpolizist. Deshalb war der Stand eines Bürgers sehr begehrt, und von überallher strömte den Städten viel Volk zu. Wer ein Jahr und einen Tag unangefordert von seiner Herrschaft in der Stadt wohnte, war frei. Die alten Städte waren keineswegs groß gewordene Dörfer, wie man dies heute erleben kann, sondern bewußte Gründungen. Sie entsprangen vor allem militärischen, dann aber auch wirtschaftlichen Erwägungen. Barbarossa suchte sich selbst die Plätze für seine Städte und zwar sehr sorgsam aus. Lag eine Siedlung ungünstig, wurde sie verlegt, z. B. Geislingen-Altenstadt; Rottweil-Altstadt. Eine Stadtgründung kostete natürlich viel Geld. Man denke an die Erbauung der Mauern und Türme, die Aushebung der Gräben, die Anlegung von Brunnen, die Erstellung von Verwaltungsgebäuden, Straßen usw. Wenn auch die Bürger kräftig mithelfen mußten, so blieben für den Städtegründer doch noch genug Ausgaben übrig. Trotzdem machte sich die Gründung einer Stadt bald bezahlt:

Die Städte erbrachten ihrem Gründer große Einnahmen an barem Geld, das dringend benötigt wurde. Viele Städte besaßen sogar eine eigene Münze, also eine Stätte, wo Geld geschlagen wurde. Das warf recht hohe Beträge ab. Ob Gmünd je einmal eine Münzen besessen hat, ist nicht bekannt. Ferner mußte jeder Bürger die Bede, eine recht einträgliche jähr-

liche Steuer, bezahlen. Bei außerordentlichen Anlässen, wie Kriegen, erhob man außerdem die Schatzung. Das Vermögen der Bürger wurde geschätzt und ein Teil davon als Steuer bestimmt. Dazu kamen die Gerichtsgebühren, Durchgangszölle, Marktgebühren. Die königlichen Städte, zu denen Gmünd gehörte, mußten auch eine Anzahl von Juden aufnehmen, welche jährlich an den König die Judensteuer zu bezahlen hatten. Schließlich stand dem König ein Zins aus jeder Hofstätte zu, also eine Grundsteuer. Den größten Betrag warf jedoch das Ungeld ab, eine Art Umsatzsteuer, die besonders vom Wein erhoben wurde.

Über die Gründung unserer Stadt wissen wir wenig. Damit sind wir in derselben Lage wie fast alle Städte, doch ist bekannt, daß Gmünd die älteste Stauferstadt, und damit auch die älteste Stadt Württembergs ist. Dies ergibt sich aus einer Urkunde von 1162, die kein weiteres Datum aufweist. Ihr Inhalt ist unbedeutend und besagt nur, daß Kuno von Eutighofen dem Kloster Lorch zwei Leibeigene geschenkt hat. Wichtig wird sie durch die Zeugen. Bei diesen steht das entscheidende Sätzchen: *Hii omnes Gimundin erant cives*, zu deutsch: Alle diese Gmünder waren Bürger. Nach dieser Urkunde war also Gmünd 1162 bereits eine Stadt; denn »civis« bezeichnet eindeutig den Stadtbewohner. Wann aber die Stadtrechte verliehen worden sind, wissen wir nicht, sicherlich nicht lange vor 1162, denn nun setzten in rascher Reihenfolge die Stadtgründungen in Schwaben ein.

Die bald auflodernden Kämpfe gegen Heinrich den Löwen, der in Bayern saß, drängten zu raschem Handeln. Ulm war 1163 noch ein Dorf (villa), doch schon 1181 eine civitas (Stadt). Eine Urkunde von 1888, ein Vertrag zwischen Friedrich I. und König Alfons von Kastilien, unterscheidet scharf zwischen Städten und Nichtstädten; denn sie spricht von burgum Bopfingen, Stadt Bopfingen; castrum Waldhausen, Burg Waldhausen; praedium in Burgberg, Landgut in Burgberg; burgum Gemunde, also Stadt Gmünd usw.



Sicherlich reichte der Raum der alten Marktsiedlung, die eng geschart um ein kleines Gotteshaus auf dem Münsterplatz lag, bald nicht mehr aus und mußte deshalb erweitert werden. Die erste Stadt umfaßte das Gebiet, das von folgenden Straßenzügen eingefaßt ist: Kalter Markt, Königsturmstraße, Paradiesstraße, Turniergraben, Badmauer, Waisenhausgasse, Hospitalgasse. Wie lange dieser Raum ausgereicht hat, läßt sich ungefähr schätzen. Die Franziskaner kamen nach 1220, die Augustiner 1284, die Prediger etwa 1294 nach Gmünd. Diese drei Klöster sowie das alte Spital konnten sich noch innerhalb der alten Stadt große Grundstücke sichern. Doch dürfte um 1300 der größte Teil des Baugrundes vergeben gewesen sein; denn bald danach werden schon die ersten Vorstädte erwähnt. Auch mußte das Spital, als Erweiterungen nötig waren, diese außerhalb der alten Stadtmauer durchführen.

Über die erste Verfassung unserer Stadt wissen wir wenig. Sicherlich hat sie sich in keiner Weise von der anderer staufischer Städte unterschieden. Karl Weller hat über diese viel Material gesammelt, welches wir unbedenklich auf unsere Stadt anwenden können. Die Staufer hatten das Bestreben, sich einen unabhängigen, geschlossenen Besitz zu schaffen. Sie vereinigten daher die Haus- und Reichsgüter, gaben diese nicht mehr als Lehen aus, sondern ließen sie durch kurzfristig angestellte Beamte verwalten. An der Spitze des staufischen Haus- und Reichsgutes standen Landpfleger. Mit jeder Landpflege war ein Landgericht verbunden. Die Landpflege selbst zerfiel in einzelne Vogteien, deren Mittelpunkt eine Stadt, eine Burg oder auch nur ein Dorf war. An der Spitze stand als oberster Gerichts- und Verwaltungsbeamter der Amtmann, manchmal auch Vogt geheißen (vom lateinischen *advocatus*). Die Amtmänner wurden durchweg aus dem Adel genommen.

In der Stadt war der Reichsschultheiß der oberste Beamte. Er wurde im Namen des Königs vom Amt-

mann aus den angesehensten Familien berufen. Die ersten Familien waren jene, die mit einem oder zwei Pferden dienen mußten. Dem Schultheißen war die niedere Gerichtsbarkeit übergeben. Diese befaßte sich besonders mit Zivilsachen, also Käufen, Verkäufen, Erbangelegenheiten usw. In Strafsachen fielen ihr diejenigen Fälle zu, bei denen es nicht um »Haut und Haar«, »Blut und Leben« ging. Zu den Sitzungen des Gerichts berief der Schultheiß aus den ersten Bürgern eine Anzahl von Schöffen. Das waren die geschworenen Richter. Auch die Gesamtheit der Bürger war bei der Rechtsprechung vertreten: sie mußte das gefällte Urteil bestätigen. Sonst wurde die gesamte Bürgerschaft immer wieder an bestimmten Tagen auf öffentlichen Plätzen zusammengerufen, um Aufträge oder Kundgebungen des Schultheißen entgegenzunehmen.

Der Schultheiß war auch der oberste Finanzbeamte der Stadt. Er haftete für das Aufkommen der Steuern und Schatzungen. Da ihm die Steuerkraft der einzelnen Bürger nicht bekannt sein konnte, berief er einen Ausschuß, der ihn bei der Steuerumlage unterstützte. Dieser Ausschuß bestand aus den geschworenen Richtern und den Altschultheißen, also wiederum aus den Geschlechtern. So bildete sich allmählich eine Vertretung der Bürgerschaft heraus. Ihr Einfluß wurde rasch größer, als den Städten eine Gesamtsteuer auferlegt wurde. Sie mußte nun ohne Mitwirkung des Stadtschultheißen vom Ausschuß umgelegt werden. Neben steuerlichen Aufgaben hatte sich der Ausschuß mit der Bewaffnung der Bürger und der Verteidigung der Stadt zu befassen.

Besonders wichtige Aufgaben hatten die Ratgeber, die von der Bürgerschaft gewählt wurden. Sie hießen Konsuln oder Stadträte. Von einzelnen Städten sind solche seit 1223 bekannt. Die Stadträte gelangten namentlich zu Bedeutung bei Kriegsgefahr oder wenn die kaiserliche Gewalt behindert war. Sie wählten einen Vorstand, den Bürgermeister, als geschäftsfüh-



rendes Mitglied der Ratsversammlung. Diese Verfassung — Rat mit Bürgermeister — wurde zur Verfassung der Städte überhaupt. Der erste Bürgermeister von Gmünd war Berthold Klebzagel. Sein Grabmal befindet sich im Münster.

In der Folgezeit gelang es den Bürgermeistern immer mehr, die Rechte des Reichsschultheißen einzuengen. Kaiser Sigismund (1410—1437) verpfändete sogar das Amt des Reichsschultheißen um 2000 Gulden an die Stadt. Eine Wiedereinlösung erfolgte nicht, und so wurde der Reichsschultheiß ein städtischer Beamter, dem bald nur noch untergeordnete Aufgaben verblieben. Die Entwicklung dieses Amtes war anders verlaufen, als sich die Staufer gedacht hatten. Der erste bekannte Reichsschultheiß in Gmünd war Waltherus von Gmünd (1239). Andere Namen aus früherer Zeit sind Konrad von Gmünd 1283, Heinrich von Gmünd 1287, Heinrich von Rinderbach 1288—1297. Später treffen wir die Namen Kulabrunn, Sifrid der Turn, Vetzbrei, Bissingen, Burgertaler, Rechberg, Schöneck und Stöbenhaber.

Vieles deutet darauf hin, daß Gmünd zur Stauferzeit der Mittelpunkt eines größeren Verwaltungsgebietes war. Karl Weller setzt in diese Zeit auch die Ansiedlung der freien Bauern nördlich der Rems. Diese standen ebenso unter staufischen Beamten wie die Städte. Weller hält es für wahrscheinlich, daß diese freien Bauern in Gmünd ihre Abgaben zu entrichten hatten. So wäre die hohe Stadtsteuer, die Gmünd aufzubringen hatte, erklärbar. Unsere Stadt bezahlte zum Beispiel 1241 bedeutend mehr Steuern als Eßlingen, ja das Doppelte von Ulm.

Überraschend schnell entwickelte sich die Stadt. Sie sog die benachbarten Siedlungen Rinderbach, Brogenhofen und Eutighofen vollständig auf, die dadurch samt ihren Markungen verschwanden. So erklärt sich die langgestreckte Form der Gmünder Markung zur Reichsstadtzeit. Es zogen auch viele Adelige nach Gmünd. Sie hatten innerhalb der Bürgerschaft als die



185 Marksteine der Freien Pirsch, Wald Knaupp (bei Deinbach), 18. Jh.

»Geschlechter« eine bevorzugte Stellung. Ihnen war die Verwaltung der Stadt und ihre Verteidigung anvertraut. Im Gegensatz zu den Bürgern erbauten sie sich häufig Steinhäuser und Wehrtürme, die in das Befestigungswesen der Stadt einbezogen wurden. So umschließt heute noch die Grät einen Turm; auch hinter der Pfauenapotheke und bei der Gewerbeschule finden sich Reste solcher alten Steinhäuser. Die ältesten Gmünder Geschlechter waren die Alwich, Brogenhofen, Turn, Guland, Eberwein, Häberling, Im Steinhäuser, Klebzagel, Mögglinger, Rinderbach, Ruch, Schopp, Stöbenhaber, Taler, Vener, Vetzter, Wolf und Zeiselmüller. Die vielen Adelige unserer Stadt bildeten eine beträchtliche militärische Macht, die sich schon von Jugend auf in dem Umgang mit den Waf-



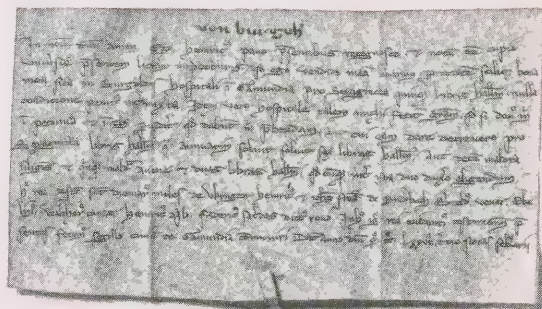
fen üben mußte. Der Turniergraben erinnert noch heute an jene Zeit.

Das größte Vergnügen des Adels war von jeher die Jagd. Wohl nicht zufällig besaß unsere Stadt eine große »Freie Pirsch«. Deren Grenzen reichten vom Hohenstaufen bis zur Jagst, von Donzdorf bis zur Lein. Ursprünglich dürfte wohl nur der Adel das Jagdrecht ausgeübt haben; später wurde es auch auf die Bürger, eine Zeitlang sogar auf die Bauern ausgedehnt. Dann aber war es mit dem Wild bald zu Ende. Dominikus Debler schreibt um 1780: »Als man die ganze Pirsch durchstreifte, hat man nur ein einziges Häslein gesichtet.« Wichtiger als die Jagd selbst waren die Rechte, die mit ihr verbunden waren. Zu ihnen gehörten gewisse Weidrechte und die Erlaubnis, Zaunholz und Hagstangen zur Abschränkung der Viehweiden zu schlagen, ferner die Nutznießung von Wildobst, Bucheln und Eicheln. Letztere waren besonders wichtig, weil sie damals die Grundlage der Schweinezucht bildeten. Trotz aller Bedrängnisse von seiten Württembergs konnte sich Gmünd die Freie Pirsch durch die Jahrhunderte bis 1806 erhalten.

Gmünd war als staufische Stadt gegründet worden. Die Verlagerung des politischen Schwergewichts nach Italien dürfte manchen schönen Traum zerstört haben. Wir erfahren nicht viel von Besuchen der staufischen Herrscher in unserer Stadt; doch sind solche nachgewiesen von Konrad III., Friedrich I. Barbarossa, Heinrich VI. und Konrad IV. Der letzte Staufer, der unglückliche Konradin, feierte noch 1266 das Weihnachtsfest in Gmünd; 1268 fiel sein Haupt auf dem Marktplatz zu Neapel.

#### Gmünd im Spätmittelalter

Das Ende des staufischen Reiches war angefüllt mit endlosen Kriegen, in denen unsere Stadt viel erdulden mußte. Schlimmer noch wurde es in der kaiserlosen



186 Kaufbrief mit dem Siegel der Bürger von Gmünd (civium de Gamundia), 1277, Archiv des Heiliggeistspitals

Zeit, als alle Welt sich um das staufische Erbe raufte. Sehr begehrt waren die Städte, deren größte Widersacher die Grafen von Württemberg wurden. Die Städte fanden an König Rudolf von Habsburg einen tatkräftigen Beschützer. Zweimal zog er gegen den württembergischen Grafen Eberhard I. ins Feld, und auch seine Nachfolger kämpften gegen die Württemberger, um ihnen das Reichsgut zu entreißen. Getreulich halfen die Städte mit; denn sie wollten nur den Kaiser als ihren Herrn anerkennen. Aus staufischen Städten waren sie nun Kaiserlich Freie Reichsstädte geworden. Besonders schwere Kämpfe fanden 1311



statt. Damals zerstörten die Gmünder im Verein mit den Eßlingern die Burg der Grafen in Beutelsbach samt der dortigen Grablege, dazu die Stammburg auf dem Württemberg und alle Burgen rings um Stuttgart. Bald erkannten die Städte, daß nur ein enger Zusammenschluß ihnen die Unabhängigkeit sichern könne. So entstand der Schwäbische Städtebund unter der Führung von Ulm. In ihn wurden nur Reichsstädte aufgenommen. Trotzdem konnte nicht verhütet werden, daß die eine und andere Reichsstadt zu einer württembergischen Landstadt heruntergedrückt wurde. Fast 200 Jahre dauerten diese Kriege und brachten unsägliches Elend über Süddeutschland.

An allen Verbindungen der Städte nahm Gmünd regen Anteil und war daher auch an allen Siegen und Niederlagen des Schwäbischen Städtebundes beteiligt. Nach dem großen Erfolg von Reutlingen 1377 kam die ebenso schwere Niederlage bei Döffingen (1388). Damals verlor unsere Stadt viel Volk und ihren Hauptmann Wolf vom Tal. Noch schlimmer erging es den Gmündern 1449. Im Verein mit den Hallern verbrannten sie die Burg Waldstetten. Auf dem ungeordneten Rückzug wurden sie von Ulrich von Rechberg, dem Verbündeten von Württemberg, überfallen und vollständig geschlagen. Dabei verloren sie über 200 Mann an Toten und Gefangenen, dazu das Stadtbanner und die ganze Kriegsausrüstung. Sie vertrieben daraufhin ihren Anführer, Melchior von Horkheim, der sich nun in Horn eine Burg erbaute. Die Gmünder waren auch an der Zerstörung mancher Burg beteiligt, so an derjenigen von Ravensburg (1393), Geroldseck (1422) und Maienfels (1441). Viele Burgen in der Umgebung unserer Stadt dürften ebenfalls von ihnen zerstört worden sein, z. B. Bettringen, Waldau und Granegg. Erst unter Eberhard im Bart (1450—1496) hörten die Städtekriege auf, ja, 1488 traten sogar die alten Gegner, der Adel und die Städte, zum Schwäbischen Bund zusammen. Keiner Partei war es gelungen, die andere zu unterwerfen.

Trotz der fast ununterbrochenen Kämpfe vom 13. bis zum 15. Jahrhundert erlebte Gmünd damals seine höchste Blüte. Die Stadtmauer der Stauer wurde bald zu eng und eine zweite um sie herumgelegt. Diese wurde zur Reichsstadtzeit nie mehr ganz ausgefüllt. Erst seit 1870 wurde sie durch die Industrialisierung gesprengt. In jener Zeit legte die Stadt auch den Grund zu ihrem ansehnlichen Staatsgebiet. Seit dem 17. Jahrhundert aber ließ das Übergewicht der Fürsten kaum mehr neue Erwerbungen zu; man mußte froh sein, wenn man den alten Besitz erhalten konnte. Zu Beginn der Stauerzeit waren alle wichtigen Ämter der Stadt von staufischen oder Reichsbeamten besetzt gewesen. Schon bald aber kaufte man das eine oder andere auf, so daß die Reichsbeamten mehr und mehr städtische Beamte wurden. So erwarb sich die Stadt im Laufe der Zeit das Reichsschultheißenamt, das Recht, über Blut zu richten, also Stock und Galgen aufzurichten, Maß und Ungeld zu ändern, Bürger und Beisassen nach Belieben aufzunehmen. Sie erhielt auch die Befreiung von jedem fremden Gericht und die Zusicherung, nie versetzt zu werden. So erwarb sich die Stadt bald die volle Landeshoheit.

#### Die kirchlichen Verhältnisse

Die ältesten Kirchen unserer Gegend reichen bis in die Zeit der fränkischen Herrschaft zurück. Damals wurden wahrscheinlich auch die Grenzen der Diözesen Augsburg und Konstanz festgelegt. Bis zum Filstal, ja bis nach Waldstetten erstreckte sich das Bistum Konstanz. Das Bistum Augsburg machte eine eigentümliche, sackartige Ausstülpung bis zum Wieslauftal, und in diesem Sacke liegt Gmünd. Die ältesten Kirchen unseres Kreises befanden sich in Lorch und Iggingen; sie hatten ein weites Gebiet zu betreuen. Für Gmünd wurde besonders Lorch wichtig, dessen Pfarrkirche sich auf dem Platz der heutigen evangelischen Stadt-



kirche erhob. Diese Urpfarrei konnte unmöglich von einem einzigen Mann versehen werden. Wahrscheinlich zählte sie ursprünglich 13 Pfründen, eine beliebte Zahl, welche die 12 Apostel mit Jesus als Vorbild darstellen sollte. Die Inhaber dieser Pfründen schlossen sich zu einer klosterähnlichen Vereinigung zusammen und verrichteten gemeinsam die Chorgebete, weshalb man sie auch Chorherren nannte. Die Pfarrkirche in Lorch (nicht die Klosterkirche) war also ein Chorherrenstift.

Durch die Gründung des Klosters Lorch um 1102 und die Überführung der Gebeine der verstorbenen Staufer in die Klosterkirche 1140 verlor das alte Chorherrenstift viel von seinem Ansehen und löste sich langsam auf. Manche Gemeinden schieden aus dem alten Kirchenverband aus und bildeten selbständige Pfarreien, so Straßdorf und Wetzgau. Andere, darunter auch Gmünd, kamen an das Kloster Lorch. Als dieses in Geldschwierigkeiten geriet, überließ es 1297 die Pfarrei Gmünd dem Domkapitel Augsburg. Dieses zog 1318 die Einkünfte der Pfarrei Gmünd ein und ließ die hiesige Seelsorge nur noch durch einen Pfarrverweser ausüben. Diese Lösung befriedigte die Stadt nicht. 1540 gelang es dem hiesigen Spital, die Zehnten der Pfarrei samt dem Patronatsrecht vom Domkapitel Augsburg zu erwerben. 1544 bestätigte der Bischof den Verkauf, so daß seitdem der Stadtpfarrer von Gmünd in starke Abhängigkeit vom hiesigen Spital geriet. Als Gmünd 1802 württembergisch wurde, gingen die Rechte des Spitals an den Staat über.

Der Sitz des Dekans blieb noch lange mit Lorch verbunden, auch nachdem das Dekanatamt 1327 vom Domkapitel Augsburg erworben worden war. Eine Änderung führte erst die Reformation herbei. Damals gingen den Dekanaten Lorch und Iggingen viele Pfarrstellen verloren. Aus den übriggebliebenen katholischen Pfarreien wurde 1592 das Dekanat Gmünd gebildet. Als ein den Gmündern nicht genehmer De-

kan gewählt wurde, löste sich 1761 die Gmünder Geistlichkeit aus dem Dekanatsverband los und bildete ein Kollegiatstift, das 1803 von Württemberg wieder aufgehoben wurde.

Durch Jahrhunderte hindurch besaß die Gmünder Pfarrkirche das sogenannte Asylrecht. Selbst Diebe und Mörder durften nicht innerhalb des Kirchenraums ergriffen werden. Dieses Recht wurde noch 1782 ausgeübt, dann durch das bischöfliche Ordinariat stark eingeschränkt, von Württemberg aber ganz aufgehoben.

In diesem Zusammenhang soll auch noch der abgegangenen Gmünder Kapellen gedacht werden, von denen die meisten der »Aufklärungszeit« zum Opfer fielen. Jede Vorstadt besaß ihre Kapelle mit eigenen Einkünften und festgelegten Gottesdiensten. Selbst »Kirchweihen« waren mit diesen Kapellen verbunden. In der unteren Ledergasse stand bis 1827 die St.-Josen- oder St.-Georgs-Kapelle; die Waldstetter Vorstadt besaß in der Theobaldskapelle ihr Heiligtum, das 1834 abgebrochen wurde. Die Bewohner der Schmiedgassen konnten die Nikolauskapelle besuchen. Sie nahm den ersten Stock eines alten Torturmes ein, der mitten in der Kappelgasse bei der Remsapotheke sich erhob und der um 1792 abgebrochen wurde. Als Friedhofskapellen dienten St. Veit auf dem Johannisplatz hinter der Johannisapotheke und die Michaelskapelle beim Stadtpfarrhaus von St. Franziskus. Die Margaritenkapelle zwischen der Rinderbachermühle und dem Georgishof wurde 1811 abgebrochen.

Wohl schon zur Stauferzeit entstanden in Gmünd zwei Spitäler, das Hospital zum Hl. Geist und dasjenige der hl. Katharina, von denen das erstere weit aus das wichtigere war. Es gehörte zu der großen Reihe der Heiliggeist-Spitäler, die, von Rom ausgehend, sich rasch über das Reichsgebiet ausbreiteten. Ihre Inhaber waren die »Brüder vom Heiligen Geist«, eine klösterliche Vereinigung, die ihre Aufgabe in der Pflege der Armen und Kranken, der Pil-





187 Hl. Drei Könige, Steinrelief, um 1530; das Relief entstammt der abgegangenen St. Nikolauskapelle und befindet sich seit dem 19. Jh. an der Grät, einem früheren Rathaus, das später als Kaufhaus diente

ger und Waisen, überhaupt aller Hilfsbedürftigen suchte. Nach Art der Bettelorden sammelten sie sich in Stadt und Land den Unterhalt für das Spital; denn dieses besaß noch 1319 keinen eigenen Boden. Unser Spital diente zur Ergänzung der karitativen Aufgaben der Pfarrseelsorge und dürfte vom Kloster Lorch um 1240 hierher gekommen sein. Lange noch lassen sich Beziehungen zwischen diesem Spital und Lorch feststellen. 1281 nahm König Rudolf das Heilig-Geist-Spital in seinen und des Reiches besonderen Schutz, der durch den Reichsschultheißen ausgeübt wurde. Mehr und mehr aber erlangten die Bürger Einfluß auf das Spital, besonders seit 1297 die Gmünder Pfarrei an Augsburg gekommen war. Als Bürgerspital mußte es sich nun auf eine gesicherte wirtschaftliche Grundlage stellen. Dem kamen die Zeitverhältnisse sehr entgegen, denn niemals mehr wurden so viele

fromme Stiftungen gemacht wie im ausgehenden Mittelalter. Schon 1317 führt das Spital ein eigenes Siegel, das stolz verkündet: »Sigillum hospitalis sancti spiritus civium de Gamundia«, d. h. »Siegel des Spitals zum Heiligen Geist der Bürger von Gmünd«. Seit 1350 verschwinden die »Brüder« vollständig aus den Akten. Der Spitalmeister als Verwaltungsbeamter der Stadt siegelt nun »mit Willen und Wissen des Bürgermeisters und Rats, welche des Spitals oberste Pfleger und Fürmünder sind«. In dieser Stellung bleibt das Spital bis zum Ende der Reichsstadtzeit. Als Eigentum der Stadt erlebt das Spital eine ungeahnte Blüte. Bald ist es reich an Äckern, Wiesen, Wäldern, Schafweiden, Mühlen, Höfen und Fischwassern; ja Teile ganzer Dörfer gehören ihm. Mit Genehmigung des Papstes zog es die Einkünfte der Pfarreien Lautern, Mögglingen, Unterbettringen und Wei-



ler an sich und schickte in diese Dörfer Vikare und Verweser. Reiche und angesehene Bürger kauften sich mit hohen Summen in das Spital ein und vermachten diesem häufig ihre ganze Habe. Bald überwog das Vermögen des Spitals weit dasjenige der Stadt. Durch Jahrhunderte hindurch nahm es der Stadt die gesamten Armen- und Fürsorgelasten ab, ja, es trug sogar den Großteil des Aufwandes für die Kirchen und Schulen. In Notzeiten bildete es oft die letzte Zuflucht der Bedrängten. Für die Stadt und ihre Bürger war es das finanzielle Rückgrat; für das ganze Staatsgebiet übernahm es die Aufgaben einer Spar- und Kreditbank.

Das zweite Spital war dasjenige der Sondersiechen unter dem Schutz der heiligen Katharina. Auch dieses ist sehr alt, denn es wird schon 1326 erwähnt. Seine Aufgabe war die Pflege von Personen mit ansteckenden und ekelregenden Krankheiten, weshalb es vor den Toren der Stadt erbaut wurde. Es kam nie zu so großem Vermögen wie das Spital zum Heiligen Geist und stand deshalb an wirtschaftlicher Bedeutung immer hinter diesem zurück. Seine besonderen Wohltäter waren die Herren von Rechberg. Sein Kirchlein ist ein wahres Schmuckkästlein.

Es läßt sich nicht leugnen, daß sich zur Reichsstadtzeit in die Spitalverwaltungen manche Mißstände eingeschlichen haben und das Vermögen nicht immer den Stiftungszwecken gemäß verwendet worden ist. Die württembergische Regierung schaffte daher 1803 die kostspielige Spitalökonomie ab und beschränkte die Ausgaben auf die Versorgung der Armen, Kranken und Waisen. Die für die Schul- und Erziehungsanstalten zu verwendenden Kosten wurden der neuerrichteten Kirchen- und Schulpflege übertragen. Um die Verwaltung zu vereinfachen, wurden 1850 die beiden hiesigen Spitäler vereinigt und der Spitalhaushalt 1852 den Barmherzigen Schwestern übertragen.

Keine Stadt in Schwaben hatte so viele Klöster wie Gmünd. Sie reichen teilweise bis in die Zeit der Stau-

fer zurück und zeugen von der großen Bedeutung und dem Ansehen unserer Stadt. Es sind durchweg Bettelorden, welche sich hier niedergelassen haben. Das älteste dieser Klöster ist dasjenige der Franziskaner-Minoriten. Im Jahre 1284 ließen sich die Augustiner hier nieder, die sich bald der besonderen Gunst der Gmünder Bevölkerung erfreuten. Nicht viel jünger sind die Prediger oder Dominikaner, die 1294 wahrscheinlich von Eßlingen her nach Gmünd kamen und, wie schon ihr Name besagt, vor allem die Predigt in Stadt und Land besorgten. Das vornehmste Kloster aber war zweifellos Gotteszell, dessen Anfänge vor 1227 liegen. Seine Insassinnen lebten ursprünglich in losem Verbande nach den Regeln des hl. Augustinus, schlossen sich aber um 1240 den Dominikanerinnenklöstern an. Von 1445 stammt das Nonnenkloster St. Ludwig, gewöhnlich Klösterle genannt. Die Insassen lebten anfangs als Beginen, nahmen jedoch später die Drittordensregel des hl. Franziskus an. Der jüngste Orden der Reichsstadtzeit waren die Kapuziner. An sie erinnert heute nur noch die Kapuzinergasse. Sie erwarben sich im Wildeck einige Brandplätze und erbauten sich dort ein Klösterlein, das 1654 eingeweiht wurde. Ihr Wirkungsfeld war die Volksmission im weiteren Umkreis der Stadt. 1810 wurde ihr Kloster aufgehoben und kurz darauf abgebrochen.

#### Gmünder Handwerk

Von jeher war Gmünd die Stadt des Gewerbes, da ja die kleine Markung für eine lohnende Landwirtschaft nicht geeignet war. Die rasch wachsende Stadt und deren Umgebung gaben dem Handwerk vielerlei Aufträge. Schon sehr früh setzte ein lebhafter Handel nach oft sehr weit entfernten Gebieten ein. Der starke Wettbewerb sorgte dafür, daß nur einwandfreie Ware abgesetzt werden konnte. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, die Herstellung der Waren und die Aus-



bildung der Handwerker zu überwachen. Zu diesem Zweck schloß sich das Handwerk zu Zünften zusammen. In Gmünd dürften diese bis in die Stauferzeit zurückgehen. Wer ein Gewerbe betreiben wolle, mußte einer Zunft angehören. In Gmünd gab es ursprünglich acht Zünfte, nämlich die Krämer, Tuchmacher, Schneider, Bäcker, Gerber, Schuster, Küfer und Metzger. Die nichtgenannten Betriebe schlossen sich einer dieser Zünfte an. Das Auf und Ab in der Wirtschaft brachte es mit sich, daß sich die Zahl der Zünfte immer wieder änderte. Im Jahre 1540 waren es deren elf. Von Anfang an standen die Zünfte unter der Aufsicht von Bürgermeister und Rat. Diese gaben ihnen ihre »Ordnungen«, in denen die Rechte und Pflichten der Zunftangehörigen aufgezeichnet waren. Alles war nach strengen Bestimmungen geregelt: Lehrzeit, Wanderschaft, Arbeitszeit, die Herstellung des Meisterstückes, die Waren, wie auch deren Menge. So wurde eine Überproduktion verhindert, eine Gleichheit unter den Zunftgenossen erreicht und der Übergang zu Großbetrieben verhindert. Die Zunft tätigte auch gemeinsame Einkäufe, beaufsichtigte die Güte der Erzeugnisse, sorgte für einen angemessenen Verdienst, sicherte aber auch dem Käufer eine gute Ware zu einem angemessenen Preis. Vor dem Verkauf mußte die Ware beschaut werden; nur was einwandfrei war, bekam den Gütestempel.

Die Zunft nahm sich auch der wandernden Gesellen an, so daß diese in der Fremde eine Heimat fanden. In Not und Krankheit konnten sie auf Unterstützung rechnen. Nicht minder kümmerte man sich um das religiös-sittliche Verhalten der Mitglieder. Jede Zunft hatte ihren Schutzheiligen, manche sogar ihren eigenen Altar. Die Teilnahme am kirchlichen Leben war Voraussetzung. Jede Zunft hielt ihren Jahrtag ab, der mit einem feierlichen Gottesdienst für die lebenden und toten Zunftmitglieder seinen Anfang nahm. Hierauf zeigte das Meisterhaus, was es an leiblichen Genüssen leisten konnte. Abends beschloß ein familiäres Fest

mit Musik und Tanz diesen höchsten Feiertag. Manche Zünfte bildeten sogar eigene Bruderschaften, die ein reges Leben entwickelten.

Zur Zunft gehörte ein Zunfthaus oder wenigstens eine Herberge. Dort stand die Zunftlade, das Heiligtum der Vereinigung. Sie enthielt die „Ordnung“, sämtliche Schriften, die Kleinodien und die Kasse. Alle wichtigen Handlungen wurden vor geöffneter Lade vorgenommen: die Aufnahme des Lehrlings, die Losprechung des Gesellen, die Annahme eines Meisters, auch jede Streitigkeit unter den Handwerkern wurde hier ausgetragen. An der Spitze jeder Zunft standen die gewählten Ober- und Achtmeister, welche die einfacheren Angelegenheiten regelten und auch eine kleine Strafgewalt besaßen. Die großen Auseinandersetzungen innerhalb der Zunft und mit anderen Zünften, mit dem Rat oder auch zwischen Lehrlingen, Gesellen und Meistern wurden vor die Gesamtheit der zünftigen Achtmeister gebracht. Ein Ausschluß aus der Zunft bedeutete für den Betroffenen den wirtschaftlichen Untergang.

An der Farbe der Schürze konnte man den Zunftangehörigen schon von weitem erkennen. In Gesellschaft erschienen die Handwerker mit Mantel und Degen, die Ledigen in Blau, die Verheirateten in Schwarz mit Samtkragen. Gerne traten die Zünfte in der Öffentlichkeit geschlossen auf, sei es bei Prozessionen, bei öffentlichen Versammlungen, in Angelegenheiten der Verteidigung der Stadt oder bei Unglücksfällen wie Feuer- und Wassernot. Zur Fastnachtszeit machten die Metzger ihren feierlichen Ritt nach Gotteszell. Die Küfer zogen an ihrem Jahrtag mit einem großen Faß durch die Stadt, auf welchem die Figur ihres Schutzheiligen St. Kilian thronte. War der Wein schlecht geraten, so wurde St. Kilian kurzerhand in die Rems geworfen und ein Stück unterhalb wieder herausgefischt. Die Mitglieder der gleichen Zunft besiedelten oft ganze Straßenreihen, daher die Namen Ledergasse und Schmiedgasse. Sie hatten auch



manchmal gemeinsame Verkaufsräume, in welchen sie ihre »Bänke« aufstellten, z. B. die Metzger und die Bäcker. Dies erleichterte der Obrigkeit und dem Zunftmeister die Überwachung.

Ursprünglich waren die Zünfte vom Regiment der Stadt ausgeschlossen. Da sie aber mehr und mehr den wirtschaftlichen Rückhalt des städtischen Gemeinwesens bildeten, konnte man sie auf die Dauer nicht ausschließen. Die Zeit arbeitete für sie. Viele der alten Adelsgeschlechter waren ausgestorben, weggezogen oder verarmt. Durch Heirat war manche Grenze zwischen dem Adel, der »Ehrbarkeit«, und den Bürgern verwischt worden. Der erste Vorstoß der Bürger gelang schon zu Ende der Stauferzeit. Die politischen Veränderungen hatten eine Verfassungsänderung bewirkt, bei welcher die Bürgerschaft Anteil an der Stadtregierung bekam. Der erste hier gewählte Bürgermeister war Berthold Klebzagel, der 1284 starb. In Gmünd erkämpften sich die Zünfte 1360 das Recht, daß ihre Meister bei allen wichtigen Dingen im Rate gehört werden mußten. Von 1462 ab trat sogar ein Teil der Zunftmeister in den Rat ein. Von den 24 Ratsmitgliedern saßen 8 auf der Bürger-, weitere 8 auf der gemeinen Bank, die letzten 8 aber mußten Zunftmeister sein. Diese stellten sogar manchmal den Bürgermeister. Es entsprach also durchaus der Stellung der Zünfte, wenn seit dem 14. Jahrhundert die reichsstädtischen Verordnungen beginnen: »Wir Bürgermeister, Rat und Zunftmeister...« Von 1500 ab erwarben sich die Zünfte das Recht, daß einer der drei Stättmeister aus ihrer Mitte genommen werden mußte. Am Ausgang des Mittelalters war der Höhepunkt der Zünfte überschritten. Sie hatten es nicht verstanden, sich den neuen Wirtschaftsformen, namentlich der Geldwirtschaft, anzupassen. Die Bezugs- und Absatzgebiete waren weiter geworden und griffen gar bald auf ganze Erdteile über. In manchen Städten, wie Augsburg, hatte sich schon der Großbetrieb entwickelt. Trotzdem glaubten die Zünfte, nach altem Her-

kommen weiterarbeiten zu können. Der erste große Schlag gegen sie erfolgte durch die Verfassungsänderung von 1552. Damals wurden sie aus dem Rat entfernt. Überdies entwickelten sich die Zünfte immer mehr zu einem Hemmschuh, sie erschöpften sich in Kleinigkeiten. Peinlich genau wurde z. B. der Arbeitskreis eines Handwerkers abgegrenzt. So kam es vor, daß jemand wohl Schuhe flicken, aber keine neuen machen durfte, und umgekehrt. Überall Brotneid! Die Zahl der Lehrlinge und Gesellen, wie auch die Menge der Rohstoffe, die verarbeitet werden durften, ebenso die Arbeitszeit wurde genau festgelegt und kleinlich überwacht. Das hemmte den Tüchtigen und hielt den Unfähigen. Wegen angeblicher »Unehrllichkeit« (das bezog sich aber nur auf die soziale Stellung, so waren z. B. die Schäfer unehrlich) wurden ganze Bevölkerungsschichten von der Aufnahme in die Zunft ausgeschlossen. Jede Entwicklung zu einer höheren Form des Gewerbes blieb unterbunden. Die Freiheitsideen der Französischen Revolution machten daher den Zünften bald ein Ende.

Spricht man von der Gmünder Industrie, so denkt fast jeder an das Edelmetallgewerbe. Der »Geiger von Gmünd«, dem St. Cäcilia einstens die goldenen Schuhe zugeworfen haben soll, trug den Namen von Gmünd in das ganze deutsche Sprachgebiet. Und doch ist dieses Gewerbe keineswegs das älteste unserer Stadt. Schmuck setzt eine gewisse Wohlhabenheit voraus, und diese muß erst erworben werden. Sicherlich begann das hiesige Gewerbe mit Huf- und Wagenschmieden, Seilern, Töpfern, Webern, dann mit Bäckern, Metzgern, Schneidern, Schustern, also mit Handwerkern, die man täglich und stündlich benötigt. Bald aber taten sich die Gerber hervor. Sie wohnten ursprünglich in der heutigen Schmiedgasse. Damals floß noch die Rems auf dem Gelände, wo sich heute die Häuserreihe zwischen der Vorderen und Hinteren Schmiedgasse erhebt. Beim Hahnen bog sie um die alte Stadtmauer herum zur heutigen Ledergasse und



erreichte kurz vor der Bahnhofsbrücke ihr jetziges Bett. Entlang des Flusses hatten die Gerber ihre Lohgruben und in der Rems wässerten sie die Häute. Als dann die zweite Stadtmauer gebaut wurde, verlegte man die Rems und gab ihr etwa den heutigen Verlauf. Dadurch verloren die Gerber das für sie notwendige Wasser und verlagerten nun ihr Gewerbe in den Westen der Stadt. Hier gründeten sie eine neue Vorstadt, welche nach ihnen Ledergasse hieß. Mitten durch diese breite Straße floß ein ansehnlicher Mühlbach, der ihnen das Wasser lieferte. Die Schmiede aber ließen sich nun in der »Alten Ledergasse« nieder, die bald den Namen Schmiedgasse annahm. Aber auch die Schmiede brauchten Wasser zum Ablöschen des glühenden Stahls und Eisens. Man führte den Mutlanger Bach über die Rems und durch die Stadtmauer oberhalb des Faulturms. Hier gabelte er sich. Ein Arm führte gegen Osten die Honiggasse hinaus, bog an deren Ende um und floß als ein schmales Rinnsal mitten durch die Hintere Schmiedgasse. Beim Hahnen vereinigte er sich mit dem zweiten Arm, der als Hänibach die Honiggasse herunterkam.

Die Gmünder Schmiede waren vornehmlich Sensenschmiede. Wohl gab es auch Wagen-, Huf-, Nagel- und Waffenschmiede, aber sie standen an Zahl weit hinter den Sensenschmieden zurück. Diese begegnen uns zum erstenmal in einer Urkunde von 1383; doch ihre größte Bedeutung erreichten sie erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts, als jährlich gegen 200 000 Sensen geschmiedet wurden. Das war für die damalige Zeit eine ungeheure Leistung. Die Gmünder Sensen waren durch ihre Güte berühmt. Das Einhorn, das ihnen aufgeschlagen war, bürgte für erstklassige Ware, deren Absatz weit über das Reichsgebiet hinausging. Das hiesige Handelshaus Haug unterhielt sogar in Paris ein eigenes Lager. Dieses Gewerbe war also im Begriff, sich zur Großindustrie im damaligen Sinne zu entwickeln. Die Zünfte aber legten ihm dauernd immer schwerere Fesseln an. Sie beschnitten den Meistern die

Zahl der Lehrlinge und Gesellen, beschränkten die jährliche Arbeitszeit auf neun Monate, verkürzten die tägliche Arbeitszeit, verhinderten die Aufnahme neuer Meister in die Zunft: kurz, sie taten alles, um das natürliche Wachstum zu hemmen. So ging das Gewerbe mehr und mehr zurück; der Dreißigjährige Krieg vollendete den Niedergang.

Anders wurde es mit dem Schmuckgewerbe. Schon sehr früh ist hier die Herstellung von Rosenkränzen bezeugt. Deren »Perlen« oder »Bollen« wurden aus den verschiedensten Stoffen, aus Gagat, Alabaster und Elfenbein, bei billiger Ware aus Holz, Stein und Glas hergestellt. Der »Böllesdreher« war daher eine wichtige Person in unserer Stadt, ebenso wie der Glas- und Kristallarbeiter. Zu Rosenkränzen gehören aber auch Anhänger, wie Kreuze und Medaillen. Nun ist es nicht mehr weit zu Halsketten oder Armbändern. Diese aber verlangen wieder neue Arten von Anhängern. Der erste Schritt zum Schmuck war getan. Ein Anhänger läßt sich aber leicht zu einer Anstecknadel umbilden, und so entstehen nun zwangsweise aus dem Schmuckbedürfnis heraus Hunderte, ja Tausende von Sachen und Säckelchen, wie Broschen, Ringe, Ketten, Schließen, Haken, Spangen, Uherschlüssel, Knöpfe, Pfeifen- und Buchbeschläge, Hut-, Schuh- und Knieschnallen, Fingerhüte, Ohrringe, Bügel für Taschen, dazu die Erzeugnisse der Hilfsgewerbe, z. B. Dosen, Döschen, Etuis usw.

Der erste uns bekannte Goldschmied ist Siegfried Hack, der 1427 genannt ist. Doch schon lange vor ihm blühte hier das Schmuckgewerbe. Aus diesem heraus entwickelte sich schon sehr früh die Herstellung von kirchlichen Geräten wie Kelche, Monstranzen, Leuchter usw. Der Kirchenschatz des Münsters weist verschiedene Stücke auf, die noch weit in die gotische Zeit hinaufreichen, darunter einen besonders wertvollen »Kalvarienberg«, der sogar das Gmünder Einhorn als Beschauzeichen trägt. Solche Werke stehen nicht am Anfang eines Berufes, sondern setzen eine lange



Schulung und Übung voraus. Wer einen Meßkelch oder eine Patene herstellen kann, vermag natürlich auch Becher, Teller und Becken für den bürgerlichen Gebrauch zu schaffen. Eine Tafel von 1484, die in unserem Heimatmuseum zu sehen ist, zeigt als Preise bei einem Schützenfest silberne Becher und Schalen sowie goldene Ringe. Auch dies läßt auf ein blühendes Handwerk schon damals schließen.

### Das Schulwesen der Reichsstadt

Schauen wir uns im Schulwesen der Reichsstadt um! Gmünd kann für sich in Anspruch nehmen, früher als jede andere Stadt in Württemberg eine Schule nachweisen zu können. Schon 1189, also wenige Jahre nach Erhebung zur Stadt, ist ein »scholasticus de Gamundia« bekannt. Eine Adelberger Urkunde weiß 1295 sogar von einem »rector scholarum Gamundiae«, also von einem Rektor der Gmünder Schulen, zu berichten. Was mögen das für Schulen gewesen sein? Die eine war sicher eine Lateinschule, die andere kann dann wohl nur eine deutsche Schule gewesen sein, wie die damaligen Volksschulen hießen. Wir dürfen uns zwar noch keine Schulpaläste vorstellen. O nein! Da saßen ein paar Buben in einer Stube bei ihrem Lehrer, der mit ihnen Latein paukte. In einer anderen Stube führte ein biederer Bürger einige Kinder in die Kunst des Lesens und Schreibens, vielleicht auch etwas in das Rechnen ein. Wozu sollte auch die Masse des Volkes in die Schule gehen? Die bürgerlichen Verhältnisse lagen noch ganz einfach, und man kam ohne Schulwissen durch. Die wenigen handgeschriebenen Bücher waren unerschwinglich teuer. Erst der aufblühende Handel und das sich mächtig entwickelnde Gewerbe forderten gebieterisch eine Schulbildung. Nun wurden auch die Mädchen für würdig befunden, die Kunst des Lesens und Schreibens zu erlernen. Schließlich verlangte die Stadt von jedem

ihrer Bürger eine gediegene, wenn auch einfache Schulerziehung. Wer nicht lesen und schreiben konnte, bekam keine Heiratserlaubnis und durfte auch kein selbständiges Handwerk eröffnen. Besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab sich die Stadt alle Mühe um die Hebung des Volksschulwesens.

Für wichtiger wurde von Anfang an die Lateinschule gehalten. In ihr erhielten die künftigen Geistlichen ihre Ausbildung, und als seit 1348 in Deutschland die Universitäten aufkamen, schickte jede städtische Gemeinde einzelne Leute dorthin, die sich ausbilden sollten. Die Sprache der Juristen, Ärzte und Verwaltungsbeamten war damals Latein. In Latein waren aber auch viele Urkunden und Bücher abgefaßt. Die Wichtigkeit des Universitätsstudiums bewog den Geistlichen Friedrich Im Steinhaus 1416, für zwei oder mehr arme Studenten 1982 Gulden zu stiften. Das war eine Riesensumme. Der Stifter fügte bei: »Sollte man die Zinsen nicht nötig haben, kann man das Geld an unsere lateinische Schule zu Gmünd anwenden, daß man davon bessere Schulmeister haben möge, daß unser Stadt Kind und Schüler desto baß gelehrt würden.« 1432 meldet uns eine Urkunde die Lage des Gmünder Schulhauses. Es befindet sich in der Nähe des Augustinerklosters und ist sicher dasselbe, das unter Bürgermeister Paul Goldsteiner 1578 neu aufgeführt wurde, nämlich das heutige Stadtarchiv. Die Jahreszahl 1578 ist heute noch in dessen Gebälk zu lesen.

Noch während des Dreißigjährigen Krieges errichteten die Franziskaner in ihrem Kloster eine zweite Lateinschule, die sich sogar zu einem Gymnasium ausweitete. Jedes Jahr wurden in der Schmalzgrube große Schulfeste mit Musik und Theater abgehalten. Die städtischen Präzeptoren durften nur noch an den unteren Schulklassen unterrichten. In der württembergischen Zeit wurde die Schule der Franziskaner zur einzigen Lateinschule unserer Stadt bestimmt.





188 *Bauerntanz, Malerei in einem Gmünder Bürgerhaus, um 1500; kolorierte Federzeichnung 19. Jh.*

### Bauernkrieg und Reformation

Die neue Zeit kündete sich mit einer gewaltigen Gärung im Volke an. Revolutionäre Gedanken rüttelten an den Grundsäulen der Ordnung, an Kirche und Thron. Im Jahre 1514 erhoben sich im Remstal die Bauern gegen ihren gewalttätigen, verschwenderischen Herzog Ulrich. 1519 wurde dieser sogar aus dem Lande gejagt. Zur selben Zeit machten sich schon die Geisteskämpfe der Reformation fühlbar, die für Jahrzehnte hindurch Deutschlands Geschehnisse bestimmten. Auch die Bauern wurden von der herrschenden Unruhe ergriffen und erhoben nun teils gerechte, teils unbillige Forderungen gegen ihre Herrschaften. Bald stand ganz Süddeutschland in loderndem Aufruhr: Der große Bauernkrieg von 1525 hatte begonnen. In Gaildorf sammelte sich der »Helle Haufe«, der bald als der wildeste bekannt wurde. Verstärkt durch

Gmünder Bauern rückte er gegen die Stadt an. An der Spitze standen der ellwangische Vogt Fierler von der Tannenburg, Pfarrer Held von Bühlertann und Pfarrer Wolfgang Kirschenesser von Frickenhofen. Das Gmünder Fähnlein befehligten der wilde Jörg Betz von Böbingen und der nicht bessere Jörg Bader von Mutlangen. Schon hatte der Adel der Umgebung notgedrungen zu den Bauern geschworen. Der Haufe der Aufständischen lagerte sich bei Iggingen und bedrohte die Stadt. Da es aber an Geschütz fehlte, zog man zuerst nach Murrhardt, um zu plündern und neue Verstärkungen abzuwarten. Von hier aus ging es nach Lorch. Im dortigen Kloster wurden Kisten und Kästen leergefegt, Briefe und Urkunden vernichtet. In ihrer Habgier durchwühlten die Bauern auch die Staufgruft und warfen die Gebeine in der Kirche umher. Eine Abteilung raubte die Burg auf dem Hohenstaufen aus und brannte sie nieder. Nun begann der Marsch auf Gmünd. Zuerst wurden noch die Klöster Lorch und Adelberg niedergebrannt.

Am 29. April 1525 erhielt der Magistrat der Stadt ein Schreiben, worin der Helle Haufe die Durchführung der sogenannten 12 Artikel verlangte, welche die Forderungen der Bauern enthielten. Auch forderte man freien Durchzug durch die Stadt, was gleichbedeutend mit deren Besetzung gewesen wäre. Die Stadt war aber damals von klugen und einsichtigen Männern regiert. Es gelang diesen, die inneren Zwistigkeiten unter den Bürgern zu überbrücken und die Aufständischen durch weitläufige Verhandlungen hinzuhalten. Als die Bauern nicht eingelassen wurden, schlugen sie ihr Lager bei Mutlangen auf und verlangten von der Stadt die Lieferung von Brot und Wein, was ihnen nicht abgeschlagen werden konnte. Mit Bitten und Bedrohungen versuchten sie immer wieder, die Stadt für sich zu gewinnen. Allein hier hatte man schon von dem Vormarsch des Jörg Truchseß von Waldburg gehört und wußte, daß die Entscheidung nahe war. Am 12. Mai 1525 wurde das Heer der Bauern bei Böblin-



gen vollständig geschlagen und beinahe aufgerieben. Der Helle Haufe zog sich auf Gaildorf zurück, wohin ihm das bündische Heer nachfolgte. Die Bauern zerstreuten sich nun in den Wäldern und suchten auf Umwegen die Heimat zu erreichen. Wolfgang Kirschmesser und Pfarrer Held wurden zu Hall enthauptet, unser Landsmann, der Maler Jörg Ratgeb, der bei Böblingen gefangengenommen worden war, wurde 1526 in Pforzheim gevierteilt. Die Rädelsführer unter den Bauern mußten auf ewig ihre Heimat verlassen. Viel Blut war geflossen, unersetzlicher Schaden angerichtet worden. Eine große Sache, die begeistert begonnen, planlos weitergeführt wurde, bald aber in Mord, Plünderungen und Zerstörungen endete, hatte den Bauern nur Unglück gebracht.

Wir können heute leidenschaftslos auf die Religionskämpfe zurückblicken, welche das ganze 16. Jahrhundert beherrschen. Jene Zeit kannte keine religiöse Duldung. Der Stärkere mißbrauchte brutal seine Macht, um Andersdenkenden seine Ansicht aufzuzwingen. Da wurde auf die Gewissensnöte des einzelnen keinerlei Rücksicht genommen. So stand es bei Katholiken wie bei Protestanten. In Gmünd waren die Protestanten die Leidtragenden.

Die erste Bewegung des neuen Bekenntnisses in unserer Stadt wurde durch Andreas Althamer eingeleitet. Dieser stammte aus Brenz an der Brenz, kam als Helfer (Vikar) nach Reutlingen, wo er mit den Lehren Luthers bekannt wurde. 1524 berief man ihn zur Unterstützung des schwerkranken Pfarrers Köllin nach Gmünd. Sofort warb Althamer für die neuen Gedanken und gewann auch bald großen Anhang. Von seinem Selbstbewußtsein zeugt, daß er, kaum 25 Jahre alt, nach dem Tode von Pfarrer Köllin sich um die hiesige Pfarrstelle bewarb. Er unterlag aber dem streng katholischen Mitbewerber Schleicher, der ihm sofort das Predigen untersagte. Die Stellung Althamers hatte sich aber schon so gefestigt, daß man ihm — es war die Zeit des Bauernkrieges — einen



189 Hinrichtung der Wiedertäufer in Schwäbisch Gmünd, 1559, Radierung (ohne Kenntnis des Schauplatzes), vermutl. Frankreich 17. Jh.

gesonderten Gottesdienst gestatten mußte, ja seine Anhänger setzten sogar durch, daß ein Teil des Rats abgesetzt und mit Männern der neuen Richtung ausgetauscht wurde. 1525 verheiratete sich Althamer mit einer Gmünderin. Da aber kein Geistlicher die Trauung vornehmen wollte, segnete er seine Ehe selbst vor dem Altare ein. Die religiösen Erregungen steigerten sich mehr und mehr; es kam zu unliebsamen Ausbrüchen namentlich gegen die Prediger, an denen sich auch Althamer beteiligte. Als der Bauernaufstand niedergeschlagen war und das Stadtre Regiment wieder auf festem Grund stand, wurde Althamer samt seiner Frau aus der Stadt gewiesen. Er starb 1539 als Pfarrer zu Ansbach.

1527 traten hier die Wiedertäufer auf. Der Rat ging mit großer Strenge gegen sie vor, richtete aber wenig aus. 1528 hatten sie in Martin Zehentmaier von Regensburg einen besonders schwärmerischen Prediger erhalten. Der Magistrat ließ nun sämtliche Wieder-







in seiner Mehrheit katholisch eingestellte Rat in Verbindung mit den streng altgläubigen Stadtpfarrern jener Zeit die Besetzung und Übersetzung der Pfarreien nach seinem Sinn regeln.

So hat die protestantische Partei hier nie Aussicht auf einen durchschlagenden Erfolg gehabt. Einen kurzen Rückschlag bereitete nur der Schmalkaldische Krieg 1546. Damals belagerten und beschossen die protestantischen Sachsen und Hessen die Stadt, wovon man noch am Rinderbacher Turm die Spuren sieht. Nach kurzer Gegenwehr wurde die Stadt eingenommen und zur Plünderung freigegeben. Johann Friedrich von Sachsen befahl die Annahme des Augsburgischen Bekenntnisses. Da aber schon wenige Tage später der Krieg für die Protestanten verloren war, blieb von diesem Befehl nur ein Schreiben des Rats nach Nürnberg übrig, das die Bitte um Entsendung protestantischer Prädikanten enthält. Auch der Augsburger Religionsfriede änderte nichts an der Stellung der Stadt gegen die Protestanten, da diese im entscheidenden Jahre 1552 hier nicht geduldet worden waren.

Der Kampf gegen die neue Lehre zog sich noch viele Jahre lang weiter und endete damit, daß die protestantischen Familien entweder zum alten Glauben zurückkehrten oder auswanderten. Unter denen, welche wegzogen, war eine Anzahl tüchtiger Meister, wodurch das Gmünder Gewerbe empfindlichen Schaden litt. Um 1600 war Gmünd eine rein katholische Stadt. Kraft des Bürgereides durften sich in der Folge nur katholische Familien hier niederlassen. So blieb es bis zur Übernahme der Stadt durch Württemberg 1802. Eine der ersten Maßnahmen des württembergischen Herrschers war, für sein ganzes Staatsgebiet die Freiheit des Bekenntnisses zu verkünden. Nun bildete sich in Gmünd rasch wieder eine evangelische Gemeinde, der die Augustinuskirche zur Benützung überlassen wurde. Andererseits konnten sich nun auch Katholiken in Württemberg niederlassen, denen bis dahin in engherziger Weise der Aufenthalt verboten war.



191 Das Rinderbacher Tor (14. Jb.) mit Geschosseinschlägen aus der Belagerung von 1546

Von der Verfassungsänderung 1552 bis zum Dreißigjährigen Krieg

Kaiser Karl V. mußte erfahren, daß es vor allem die Zünfte waren, welche in den Städten mit Ungestüm die neue Lehre forderten, während die »Geschlechter« und die »Ehrbarkeit« meistens der alten Lehre treu blieben. Durch das Zunftregiment in den schwäbischen Reichsstädten bekamen die Zünfte einen großen Einfluß auf die Bürgerschaft. Diesen zu brechen, ließ sich Karl V. angelegen sein. Dadurch glaubte er,



den Fortschritten des Protestantismus' in den Städten Einhalt gebieten zu können. Seit 1551 bereiste sein Kommissarius Heinrich Haas die oberschwäbischen Städte und führte dort auf kaiserlichen Befehl eine Verfassungsänderung durch. 1552 traf er in Gmünd ein und verhandelte mit einem Ausschuß des Rats unter Führung von Bürgermeister Rauchbein. Obwohl man dem Kommissarius versichern konnte, daß hier die Zünfte keinerlei Unruhen in die Bürgerschaft getragen hätten, verlangte Haas die Durchführung der ihm anbefohlenen Reform.

Die Stadt wurde verpflichtet, von nun ab drei Bürgermeister zu wählen, von denen jeder abwechselungsweise das Regiment vier Monate zu führen hatte. Zu diesen sollten zwei »Geheime Räte« treten. Diese fünf Männer, die sogenannten Geheimen, waren für jene Angelegenheiten zuständig, die nicht an die Öffentlichkeit kommen sollten; die übrigen mußten auch weiterhin im gesamten Rat verhandelt werden. Die Ratssitze, ursprünglich 33, waren kurz vorher auf 24 verringert worden. Sie sollten nun auf 21 gebracht werden. Grundlegend geändert wurde auch die Behandlung der gewerblichen Fragen. Bisher hatten die 8 Zünfte je 12 Mann zur Schlichtung der kleinen gewerblichen Frage abgeordnet. Diese 96 Männer wurden nun ihres Amtes entsetzt. Der sogenannte »Kleine Rat« mit seinen 21 Mitgliedern sollte in Zukunft ihre Aufgabe übernehmen. Zwei eigens verordnete Ratsherren, die sogenannten Zweier, mußten nach Entfernung der Zunftmeister über die Ordnung der Gewerbe wachen. Keine Versammlung und keine Wahl durften die Handwerker durchführen, ohne daß die Zweier anwesend waren. Die Zunft Häuser in ihrer bisherigen Form wurden aufgehoben. Die Krämertrinkstube (heute Kaffee Margrit) blieb als Versammlungsraum der ratsfähigen Bevölkerung (und diese war nur ein kleiner Teil) allein offen. Die geselligen Veranstaltungen des Handwerks samt den Hochzeiten durften nur im Hause der Küfer abge-

halten werden. Die übrigen drei Zunft Häuser waren zur Lagerung von Waren bestimmt.

Die Stadtregierung hatte nun folgendes Aussehen: Drei Bürgermeister regierten abwechselungsweise je vier Monate. Die drei Bürgermeister samt den zwei Geheimen Räten bildeten die fünf »Geheimen«. Dazu kamen der Kleine Rat mit 21 Mitgliedern und der Große Rat mit 64 Mitgliedern. Die Zünfte waren verschwunden. Die Wahl der Bürgermeister und der Ratsherren erfolgte durch den Rat auf Lebenszeit. Wähler waren nur noch Angehörige des alten Stadtpatriziates oder der reichen Gewerbe. Die ersten Bürgermeister samt dem Großen und Kleinen Rat wurden von Heinrich Haas aufgestellt. Während früher die Tätigkeit von Bürgermeister und Räten ehrenamtlich war, wurden jetzt Sitzungsgelder bezahlt. Mit Ausnahme einiger Änderungen blieb dieses Regiment der wenigen ratsfähigen Familien bis zum Ende der Reichsstadtzeit bestehen.

Die bedeutendste Persönlichkeit in Gmünd zu dieser Zeit war zweifellos Hans Rauchbein, der eine fast legendäre Figur geworden ist. Bis vor dem Zweiten Weltkrieg war an der Nordwand des Münsterchors eine Rüstung aufgehängt, die man zu Unrecht dem Bürgermeister Rauchbein zuschrieb, und als man hier im Ersten Weltkrieg für die Verwundeten sammelte, wurde sein Bildnis in Holz geschnitzt und dann »genagelt«, wobei für jeden Nagel eine Gabe verabreicht werden mußte.

Wer war nun der richtige Hans Rauchbein? Er wurde wohl am Ende des 15. Jahrhunderts zu Gmünd geboren, erlernte das Kaufmannsgewerbe und brachte es bald zu Reichtum und Ansehen. 1533 finden wir Rauchbein als Ratsherrn, 1537 zum erstenmal als Bürgermeister. Damals wurden diese immer nur auf ein Jahr gewählt. Rauchbeins Wirken fällt in die bewegteste Zeit der Gmünder Stadtgeschichte. Er war der Führer der katholischen Partei und stemmte sich mit aller Macht gegen die neue Religion. Unter ihm er-





warb sich 1544 das Spital zum Heiligen Geist vom Domkapitel Augsburg das Patronatsrecht über die hiesige Pfarrstelle. Da er als Bürgermeister zugleich der oberste Pfleger des Spitals war, hatte er wesentlichen Einfluß auf die Besetzung der Pfarrstelle. Unter ihm kamen nur Männer der streng katholischen Richtung hierfür in Frage. Als 1552 die Verfassung der Stadt geändert wurde, tat er alles, um den Zünften auch in Zukunft einen Einfluß zu sichern. Er hatte dabei allerdings wenig Erfolg; dennoch wurde hier, im Gegensatz zu anderen Städten, das Stadtre Regiment nicht ganz den »Geschlechtern« ausgeliefert. Rauchbein zählte zu den drei ersten Bürgermeistern, die Kommissar Heinrich Haas lebenslänglich in Amt und Würden einsetzte.

Schon vorher hatte sich Rauchbein um seine Heimat sehr verdient gemacht. Als Hans Diemar von Lindach um 1544 nach Raubritterart in der Gmünder Gegend hauste, war es Rauchbein, der beim Kaiser die Achterklärung dieses Friedensbrechers durchsetzte. Beim Kampf gegen die Schmalkaldener am Katharinentage 1546 war er die Seele des Widerstandes und leitete die Kämpfe von der Hofstatt aus. Als der Widerstand sinnlos geworden war, übergab er die Stadt, ehe sie ernstlich beschädigt war. Er war es auch, der die Verhandlungen mit den Siegern führte und später mit größtem Nachdruck beim Kaiser auf Entschädigung für die Verluste, welche die Stadt durch die Schmalkaldener erlitten hatte, drängte. Unerbittlich trieb er die Entschädigungssummen ein, welche den protestantischen Reichsstädten zur Bezahlung an Gmünd auferlegt worden waren. Für seine treuen Dienste, die er Kaiser und Reich geleistet hatte, schenkte ihm Karl V.

192 *Rüstung im Münsterschatz, Mailand, Tomaso und Antonio da Misaglia, um 1450; angeblich aus dem Besitz des Gmünder Bürgermeisters Johann Rauchbein*



einen silbervergoldeten Kelch mit Widmung, den Rauchbein der Pfarrkirche überließ, wo er heute noch zu sehen ist.

In der bürgerlichen Verwaltung zeigte sich Rauchbein als moderner, aufgeschlossener Mensch. Nach der neuen Verfassung waren für fast alle Belange der Stadt nicht mehr die Gesamtheit der Bürger, sondern nur noch Bürgermeister, Rat und Beamtschaft zuständig. Er erließ zahlreiche »Ordnungen«, wodurch das gesamte Wirtschaftsleben unserer Stadt geregelt und die Tätigkeit der städtischen Ämter gegeneinander klar abgegrenzt wurde. Es lag ihm auch viel daran, das zerstückelte Gmünder Staatsgebiet abzurunden. Kurz vor seiner Amtszeit war Kleinsüßen verkauft worden. Rauchbein erwarb dafür die Herrschaft Bargau mit Weiler. Mit Limpurg tauschte er den entfernt liegenden Besitz der Stadt gegen näherliegenden aus. Es gelang ihm auch, durch Tausch zwischen der Stadt und den Klöstern sowie den Klöstern unter sich einfachere Verhältnisse zu schaffen. Nur mit Württemberg konnte er zu keiner Einigung kommen. Häufig finden wir Rauchbein auch als Schiedsrichter und Vermittler. Mit Recht wird er daher als großer Mann der Stadtgeschichte gefeiert.

Im Turm zu Lindach saß Hans Diemar, der 1543 noch nicht begriffen hatte, daß die Zeit des Raubrittertums zu Ende war. Er maßte sich sämtliche Rechte über das Dorf an, obwohl er deren sehr wenige besaß. Lindach war nämlich in alter Zeit ein Reichsgut und kam dann an die Waibelhube. Diese gelangte in die Hände der Württemberger und von diesen an die Rechberger. Von den Rechbergern erwarben Gmünder Geschlechter mehrere Güter im westlichen Teil des Dorfes. Über diese wollte Diemar nun ebenfalls seine Macht ausdehnen. Die Reichsstadt aber verbot ihren Untertanen, an den Ritter auch nur die geringste Abgabe zu leisten. Daraufhin ließ Diemar am 18. Oktober 1543 der Stadt Gmünd durch einen Reisigen einen Fehdebrief in den Schlagbaum am Unteren Tor stecken.

Von der Stadt verlangte er eine große Schatzung, die natürlich nicht bezahlt wurde. Darauf fiel Diemar mit 14 Reitern auf der Freimühle ein, vergewaltigte die Müllerin, die eine Witfrau war, legte ihr eine Schatzung auf und ließ die Mühle samt den Ställen niederbrennen. Dann zog er zum Sachsenhof und brannte Scheuer und Stallungen nieder. Dem Bauern auf dem Schirenhof jagte er 100 Taler ab. In Brainkofen fiel er in ein gotteszellisches Gut ein, brannte Haus, Hof und Stallung nieder. Der Bauer, der löschen wollte, wurde von den Knechten angeschossen, die Bäuerin mit einem Hammer niedergeschlagen. Einer seiner Knechte überfiel auf offener Landstraße einen Gmünder Bürger, warf ihm einen Strick um den Hals und schleppte ihn in einen nahen Wald. Dort zog er ihn an einer Tanne empor, bis ihm das Blut aus den Nägeln heraustropfte. Hierauf wollte er ihm einen Arm abschlagen, traf aber nur ein paar Glieder der vordersten Finger. Nun ließ er den Bürger wieder herunter, steckte ihm die abgehauenen Finger in den Brustlatz und schickte ihn so zur Stadt zurück. Noch viele andere Untaten verübten die Bösewichte.

Bürgermeister und Rat erwirkten, daß Diemar 1544 in die Acht erklärt wurde. Sein Eigentum wurde für verfallen, er selbst aber als vogelfrei erklärt. Die Gmünder zogen nun vor sein Schloß, mußten jedoch mit Schimpf und Schande abziehen. Doch bemächtigten sie sich seiner Güter. Diemar ging nun flüchtig und trieb sich bei Bekannten und Freunden in Schwaben und Franken herum. Aber auch dann ließ er nicht von seinen Untaten ab. Endlich wurde er bei Waldenweiler in der Nähe von Murrhardt von spanischen Truppen gefangengenommen. Sie legten ihn zu Schorndorf lange Zeit in so strenge Haft, daß er »von Fleisch und Knochen fiel«. Seine Frau wandte sich wiederholt hilfesuchend an den Kaiser. Sie beteuerte die Unschuld ihres Mannes und schob alle Schuld auf die Gmünder. Als die Spanier von Schorndorf abzogen, ließen sie Diemar frei. Nun nahm sich Herzog



Christoph von Württemberg seiner an und brachte einen gütlichen Vergleich zustande. Diemar bekam seine Güter zurück und dazu noch 400 Gulden. Doch gingen die Streitigkeiten mit Gmünd und auch mit Württemberg weiter. Auch unter den Söhnen Diemars kam es zu großen Zwickigkeiten. Darauf drängte Württemberg auf den Verkauf der Diemarschen Güter, die 1577 und 1581 in württembergische Hand gelangten. Württemberg betrachtete sich nun als unbestrittenen Herrn des Dorfes und ging nach altgewohnter Art über die Rechte der übrigen Herrschaften hinweg. 1579 belehnte es Achatius von Laymingen mit Schloß und Zubehör von Lindach mit der ausdrücklichen Auflage, in dem Dorfe die Augsburgische Konfession einzuführen, obwohl Lindach kirchlich nach Iggingen gehörte. Es bereitete aber große Schwierigkeiten, diesen Befehl durchzuführen. Am 19. Juli 1579 wurde in Lindach der erste evangelische Gottesdienst abgehalten.

Man muß sich wundern, daß Gmünd während der Zeit der Religionswirren und der Fehden mit Diemar von Lindach noch die Mittel für große Bauten aufbringen konnte. Das zeugt von einem großen Wohlstand der hiesigen Bürger. 1497 waren die Türme des Münsters eingestürzt. Das Gotteshaus wurde dabei sehr schwer beschädigt. Sofort ging man an die Wiederherstellung, und es gelang, noch in gotischer Zeit die Schäden in überaus feiner Weise zu beheben. Wir müssen heute eigentlich froh sein, daß das Turmpaar eingestürzt ist, weil erst dadurch der große Gedanke der Parler, die Hallenkirche, in ihrer vollen, majestätischen Schönheit zur Geltung kam. Kaum war diese Arbeit abgeschlossen, so zog die Renaissance in das Münster ein. Der große Künstler Adolf Daucher von Augsburg schuf das herrliche Chorgestühl mit den 24 Doppelfiguren, den Trog der Kanzel und die untere Empore der Orgel. Peter Brim führte 1524 den herrlichen Fachwerkbau des alten Rathauses auf, der 1793 abgebrochen wurde. 1578 erbaute die Stadt die



193 *Das Schwörhaus der Reichsstadt: die sog. Schmalzgrube, 1589–91*

schmucke Lateinschule am Münsterplatz, heute Stadtarchiv. Von 1589—1591 erstellte sie die sogenannte Schmalzgrube, in der zur Reichsstadtzeit der Schwörtag abgehalten wurde, bei dem sich Bürger und Beamte jedjährlich aufs neue der Stadt mit einem feierlichen Eid verbanden. Um dieselbe Zeit entstand auf dem Marktplatz der Marienbrunnen, dessen wirkungsvolle Doppelfigur allerdings erst dem Rokoko angehört. Kurz nach der Jahrhundertwende erstellten die Bürger auf der Hofstatt den Löwenbrunnen. Dem Kirchenbaumeister Caspar Vogt wurde 1617 die Um-



gestaltung eines alten Heiligtums auf dem Nepper übertragen; er schuf die Felsenkapellen auf dem Salvator und in ihnen sein Meisterwerk: Christum am Ölberg. Ebenso gut ist ihm auch die Herrgottsruhkapelle gelungen.

Auch von dem furchtbaren Hexenwahn wurde unsere Stadt nicht verschont. Von Ellwangen aus, wo Fürstprobst Johann Christoph I. von Westerstetten ein besonders rühriger »Hexenriecher« war, nahmen die Verfolgungen ihren Ausgang. 1613 meldete der ellwangische Scharfrichter Hans Grieb in Oberdorf bei Bopfingen, daß zu ihm ein Weib aus Gmünd gekommen sei, um eine Salbe zu holen. Er habe die Frau sofort als Hexe erkannt und festgestellt, daß noch mehrere in Gmünd vorhanden seien. Fürstprobst Johann Christoph meldete dies sofort der Stadt und forderte sie auf, gegen die Unholden vorzugehen. Der Magistrat aber fragte in Ellwangen an, was da zu tun sei, da Hexenprozesse in Gmünd etwas Neues seien. Nun erhielt Gmünd von Ellwangen genaue Anweisungen, wie man bei Hexenprozessen vorgehen müsse. Es war ein Glück, daß damals in Gmünd ein aufgeklärter Rechtsgelehrter, Dr. Leonhard Kager, lebte. Sein Grabstein steht noch in einer der linken Seitenkapellen des Münsters; auch wurde er durch reiche Stiftungen für Studenten und Arme in Gmünd bekannt. Er hielt es für ganz unmöglich, daß Männer und Frauen auf Ofengabeln und Besen oder gar Böcken durch die Luft reiten sollten, daß sie Hexentanzplätze besuchten und dergleichen Unsinn mehr verübten. Das sei sicher alles nur Einbildung. Er vertrat auch die Ansicht, daß man den Aussagen der Angeklagten auf der Folter keinen Glauben schenken dürfe. Doch war auch Kager in seiner Zeit verwurzelt. Seine eigene Meinung schränkte er daher wieder ein, weil doch gar so viele Zeugnisse von weltlicher und kirchlicher Seite wider die Hexen vorgelegt würden. Sicherlich hat er alles getan, um den Wahnsinn der Hexenprozesse einzudämmen. Er starb 1616.

Als Hexentanzplatz wurde hier das »Höfle« auf dem Lindenfirst genannt. Dorthin fuhren die Hexen und Hexenmeister auf Besen und Böcken, beteten den Teufel an und trieben mit ihm Unzucht. Der erste Scheiterhaufen loderte in Gmünd am 18. Oktober 1613. Und nun zog der Wahnsinn immer weitere Kreise, so wie eine ansteckende Krankheit mehr und mehr um sich greift. Es waren vor allem Frauen, welche der Hexerei beschuldigt wurden, oft, alte, arme Weiblein, mit dem »Fallenden Weh« behaftet. Manche klagten sich in ihrer Blödigkeit selbst der Hexerei an. Es war eine Gnade, wenn eine Hexe enthauptet und dann erst verbrannt wurde. Der Richtplatz für die Hexen befand sich an der Rems in der Nähe der Pfennigmühle. 1617 hatte der Hexenwahn seinen Höhepunkt überschritten. In jenem Jahre bezichtigten die Rechberger eine Anzahl von Gmündern als Hexen und umgekehrt. Im Archiv von Donzdorf befindet sich heute noch eine lange Liste von Gmünder Bürgern und Bürgerinnen, denen der Prozeß als Hexen gemacht werden sollte. Die Landstreicherin Ursula Schrögin hat auf dem Rechberg nicht weniger als 200 Gmünder als Hexen und Hexenmeister angegeben. Erst als auch die Frau des Bürgermeisters Liegle als Hexe verbrannt werden sollte, kamen die Gmünder zur Besinnung. Kurz vorher hatte man die Schultzeißin verbrannt. Was mit den armen Frauen im Gefängnis geschah, ist unbekannt; jedenfalls wurde von 1613 bis 1617 nicht weniger als acht Frauen tot im Kerker gefunden.

Der Chronist Dominikus Debler machte eine Zusammenstellung der unglücklichen Opfer. Nach ihm wurden in Gmünd 78 Personen wegen Hexerei gefänglich eingezogen. Von ihnen wurden nur elf freigesprochen. Lebendig verbrannt wurden 16, zuerst ge-

194 Anton Scherer, Winkel in der Gmünder Altstadt, Pigmentdruck, um 1900







köpft oder erhängt und dann verbrannt 41 Personen. Die restlichen drei wurden anderweitig bestraft. Es kam hier auch der seltene Fall vor, daß ein Priester der Hexerei angeklagt wurde, nämlich Melchisedech Haas, ein frommer Mann, aber ein Sonderling. Sein Kaplaneihaus stand auf dem Platze der heutigen Schillerschule. Einstens taufte er im Münster ein Kind; ein Student, der daneben stand, wollte vernommen haben, daß Haas das Kind in der drei Teufel Namen getauft habe. Das genügte. Haas wurde auf einen Wagen geladen und von Stadtknechten zum Geistlichen Gericht nach Dillingen gebracht. Als dort der unglückliche Priester an einem Bäckerladen vorbeigeführt wurde, soll er das ausgelegte Brot konsekriert haben. Das gab eine neue Anklage. Auf der Folter gestand er allen Unsinn, der ihm vorgesagt wurde. Infolgedessen wurde ihm zuerst die rechte Hand abgehauen, mit welcher er die Kinder getauft hatte, darauf auch noch der Kopf, und dann wurde der Körper verbrannt. Die von ihm getauften Kinder wurden sämtliche in der Johanniskirche bedingungsweise nochmals getauft. Das Haus aber, das Haas bewohnt hatte, wurde dem Erdboden gleich gemacht, »damit das Andenken an die abscheuliche Tat so schnell wie möglich erlösche«. Die letzte Person wurde in Gmünd am 21. Juni 1652 als Hexe verbrannt.

### Der Dreißigjährige Krieg

Die religiösen Spannungen waren durch den Augsburger Religionsfrieden keineswegs ausgeglichen worden, vielmehr rüstete jede Konfession auf den Endkampf. Örtliche Unruhen in Prag lösten 1618 den unheilvollen Krieg aus. Schon sehr früh wurde Gmünd in den Strom der Ereignisse hineingezogen. 1619 forderte Württemberg als Ersatz seiner Kriegsrüstung von der Stadt eine Kontribution. Kurz darauf rückten württembergische Truppen in das Gmünder Gebiet

ein. Obwohl sie angeblich als Freunde und Beschützer kamen, raubten sie den Sachsenhof und die Freimühle aus. Schließlich wurden vom Regiment Reischach die gmündischen Dörfer besetzt, die Offiziere und Unteroffiziere aber nach Gmünd verlegt, wo sie in Freuden lebten. Vergebens beschwerte sich die Stadt gegen diese wider alles Recht vorgenommene Besetzung. Die Mannschaften plünderten in den Dörfern, Bauern wurden mißhandelt. Pfarrer Schleicher in Mögglingen und der dortige Vogt Lienhard Baumhauer konnten nur durch schleunige Flucht in die Stadt ihr Leben retten. Der Pfarrer von Iggingen wurde mißhandelt. Frauen und Mädchen hatten Schreckliches zu erdulden, so daß sie oft scharenweise die Flucht ergriffen. In Straßdorf z. B. blieben schließlich nur noch drei Mädchen zurück. Als die Ereignisse in Prag sich zu Ungunsten der protestantischen Partei entwickelten, räumten die württembergischen »Freunde« das Gmünder Gebiet.

Nach dem Sieg der kaiserlichen Truppen bei Wimpfen 1622 blieb Süddeutschland längere Zeit vom Kriege verschont; doch hörten die Durchzüge, Einquartierungen und Brandschatzungen nie auf. Auch Gmünd hatte darunter sehr viel zu leiden. Es berechnete seinen Schaden von 1618 bis 1630 auf über 400 000 Gulden, das sind nach unserem heutigen Geldwerte Millionenbeträge. Das Schlimmste aber sollte erst kommen. Seit Gustav Adolf 1630 seinen Siegeszug nach Süden angetreten hatte, hörten auf Jahre hinaus die Bedrückungen des Gmünder Gebiets durch Freund und Feind nicht mehr auf. 1632 besetzten die Schweden Schorndorf. Schwedische und württembergische Truppen rückten in das obere Remstal vor und benützten es als Aufmarschgebiet gegen die kaiserliche Armee. Oberst Christoph Martin von Degenfeld legte sein Regiment auf gmündisches Gebiet. Als Ersatz für die aufgewendeten Kosten ließ er sich von der Königin Christine von Schweden Gotteszell und die anderen gmündischen Klöster überantworten. Die Stadt



mußte eine Brandschatzung von 4000 Gulden und gleich darauf 9000 Reichstaler erlegen. Nur dadurch sollte sie bei ihrer Religion gelassen werden. 1633 schlossen die protestantischen Stände den Heilbronner Bund, zu dem Gmünd, trotzdem es eine katholische Stadt war, monatlich 3186 Gulden zu bezahlen hatte. Außerdem mußte sie den Kriegszehnten abliefern, also die doppelte Menge von Getreide. Die Bauern waren so erbost, daß sie nur noch durch bewaffnete Soldaten gezwungen werden konnten, die Ernte einzubringen und ihre Felder zu bestellen. Anfang Mai 1634 zogen die meisten Truppen von hier gegen Osten ab. Am 4. September desselben Jahres fand die Schlacht bei Nördlingen statt, die blutigste des Krieges. Das ganze schwedisch-württembergische Heer wurde aufgerieben. Zu Tausenden bedeckten die Toten die Walstatt. Die kläglichen Reste des Heeres wälzten sich samt dem Troß das Remstal hinunter. Die Kaiserlichen besetzten nun das Gmünder Gebiet; aber die »Freunde« waren so schlimm wie die Feinde. Dem Heer folgte die Pest und würgte Tausende. Die Leiden der Bevölkerung wurden unsagbar. Längst schon hatte dieser Krieg nichts mehr mit Religion zu tun, sondern war nur noch ein sinnloses Rauben, Morden und Brennen. Gewerbe und Handel lagen darnieder. Die Bauern verließen häufig ihre Höfe und schlossen sich den durchziehenden Truppen an. Es wuchs ein vollständig verwildertes Geschlecht heran ohne Schule, ohne Kirche, ohne richtige Familienerziehung. 1638 meldet der Chronist: Auf den gmündischen Dörfern ist alles vollständig ruiniert, jeder Mann von Haus und Hof vertrieben, die Häuser und Wohnungen, Pflüge, Wagen und, was für den Feldbau dringlich, zerschlagen, zerbrochen, in Summa alles verwüstet worden. Und sind in den letzten 14 Tagen auf unseren Dörfern über 60 Häuser verbrannt worden. Zu Iggingen und Bargau sind zwei uralte Kirchen samt den Pfarrhäusern in Asche gelegt worden. Der Feuerschaden dürfte mehr als 30 000 Gulden betragen.

1641 war die Bevölkerung am Rande der Verzweiflung. Bürgermeister und Rat richteten ein Bittgesuch an den Kaiser um Steuerermäßigung, in welchem sie die Lage von Stadt und Land ausführlich schilderten. Sie schrieben: »Durch diesen langwierigen Krieg sind überall erbärmliche Zustände eingekehrt. Seit 1619 wird die Stadt durch Einquartierung, Plünderung, Durchzüge, Rauben, Hunger, Erpressung, Kriegssteuern und Lieferungen gar jämmerlich bedrückt. Das Elend ist so groß, daß einem die Haare zu Berge stehen. Viele sind zu Witwen und Waisen geworden und alles ist grundverdorben. Keine andere Stadt des Schwäbischen Kreises hat nachweislich so schwer unter dem Krieg gelitten wie Gmünd. Bei weitem der halbe Teil der Bürger lebt nicht mehr, auf dem Lande höchstens noch der vierte oder fünfte Teil. Die anderen sind verdorben und verstorben. Die wenigen Überlebenden wollen wegen der so verderblichen Kriegsbeschwerden von Haus und Hof fliehen. Die meisten Höfe, Weiler und Flecken werden nicht mehr bewohnt. Wenig mehr wird angebaut und geerntet, sondern alles liegt da öde und leer. Die Wohnungen, Häuser und Städel zergehen zu Schutt. Die zwei schönsten Dörfer Iggingen und Bargau samt ihren Pfarrhäusern und Pfarrkirchen sind außer wenigen Häusern in Asche gelegt. Woraus früher 70 bis 80 Malter Früchte geerntet wurden, erhält man heute noch 7 oder 8. Aus etlichen Dörfern geht gar keine Frucht mehr ein. Weiß Gott, das Elend ist nicht genug zu beschreiben. Das ganze Gewerbe liegt darnieder. Unsere Hauptsteuern, das Ungelt (eine Umsatzsteuer von Wein) und die Bürgersteuer bringen nicht viel ein, dagegen haben wir Schulden, die über zwei Tonnen Goldes betragen. Alle Wege sind grundlos; Brücken, Wege und Stege sind eingefallen und alles geht vollends zu Grunde.« So sah es schon 1641 aus und noch dauerte der Krieg sieben Jahre lang. Während der letzten Zeit wurde die Stadt noch von den Franzosen schwer heimgesucht. Endlich läuteten 1648



die Friedensglocken, aber über ein verwüstetes Land voller verzweifelter Menschen.

Merkwürdig rasch erholte sich die Stadt. 1667 stiftete sie unter ihrem Bürgermeister Mößnang in das Münster einen großen Barockaltar zum Dank für die Errettung aus langer Kriegsnot. Die Kosten beliefen sich auf 2414 Gulden. Die Altarblätter stammten von Hans Melchior Schmittner aus Augsburg, gefaßt wurde er von Hofmaler Georg Michael Tag von Dillingen. Von diesem Altar hat sich nicht einmal mehr eine Zeichnung erhalten. Er wurde 1802 von Stiftsdekan Kratzer durch einen anderen ersetzt.

Den fliehenden württembergisch-schwedischen Truppen war die Pest auf dem Fuß gefolgt. In der Bocksgasse war sie 1635 ausgebrochen, konnte aber bald darauf in allen Stadtteilen festgestellt werden. Hilflos standen die Leute dem großen Sterben gegenüber, da niemand das Wesen dieser Krankheit kannte. Zu Scharen rotteten sie sich zusammen und zogen singend und betend durch die Fluren, geißelten und zerfleischen sich und suchten so den Zorn Gottes abzuwenden. Allein, sie steckten sich nur gegenseitig an und trugen die Seuche in Gegenden, wo sie bisher noch nicht aufgetreten war. In Gmünd starben an manchen Tagen Dutzende von Personen. Jeden Abend läutete die Pestglocke. Dann zogen vermummte Männer den offenen Pestkarren durch die Straßen. Die Räder waren mit Filz oder Leder umwickelt, um die Leute durch das Gepolter nicht aufzuschrecken. Wo ein Toter lag, war ein großes Kreuz an die Türe gemalt. Mit einer Handschelle wurden die Überlebenden an die Fenster gerufen. Ließ sich niemand erblicken, so warfen die Pestmänner Steinchen an die Scheiben und riefen: »Köpfe raus!« Blieb auch dies erfolglos, so wußten sie, daß alles tot oder sterbenskrank war. Nun drangen sie in das Haus ein, packten den Toten und warfen ihn auf den Pestkarren. Särge gab es längst nicht mehr. Draußen auf St. Leonhard waren Massengräber ausgehoben worden. Noch zu Beginn dieses Jahrhun-

derts verkündete ein Grabstein die unheimliche Kunde: »Ist das nit eine harte Plag, 77 in einem Grab!« Im Totenbuch des Münsters wurden nicht mehr alle Gestorbenen eingetragen. Es war vielfach auch niemand mehr da, der den Tod melden konnte. In Gmünd erlagen sämtliche Ärzte der Seuche und viele Geistliche. Alles nahte sich den Kranken nur noch vollständig vermummt, als ob Fastnacht wäre. Die Priester wagten nicht mehr, den Sterbenden die Hostie mit ihren Fingern zu reichen. Sie benützten dazu einen Löffel. Ein solcher Pestlöffel wird hier noch im Münsterschatz aufbewahrt. Man sollte meinen, daß dieses Unheil die Menschen besinnlich gemacht hätte. Allein bei vielen bemerkte man das Gegenteil: Laßt uns essen und Trinken; denn morgen sind wir tot! Darüber berichten uns die Totenbücher an manchen Stellen. Auf dem Lande herrschte das Übel fast noch ärger. Die Äcker blieben brach liegen, die Ernte konnte nicht mehr eingebracht werden. Eine schreckliche Hungersnot ging durchs Land, welche den Menschen ihre letzte Widerstandskraft raubte. 1637 hörte endlich das große Sterben auf. Der Rat aber verordnete, daß in der Bocksgasse zur Kirchweih in keiner Wirtschafft mehr getanzt werden dürfe, weil in dieser Gasse der Tod seinen unheimlichen Tanz begonnen habe. Bis 1793 wurde dieses Gebot eingehalten. Die Bewohner der Bocksgasse gelobten eine Wallfahrt auf den Salvator, die bis heute noch am Feste des hl. Rochus (16. August), des Patrons der Pestkranken, gehalten wird. In jedem Hause dieser Gasse wurde zur Erinnerung an das schreckliche Sterben ein großes Kreuz aufgehängt. Einige von ihnen haben sich noch erhalten. Auf der Rückseite des Gebäudes Bocksgasse Nr. 39 ist ein solches zu sehen. Dasjenige vom Haus Nr. 36 wird jährlich der Rochusprozession vorangetragen. Wenn Gmünd auch nicht so hart, wie manche württembergischen Ämter unter dem Dreißigjährigen Kriege zu leiden hatte, so hatten doch Hunger, Pest und die harte Kriegslast die Stadt in schwerste Not gebracht.

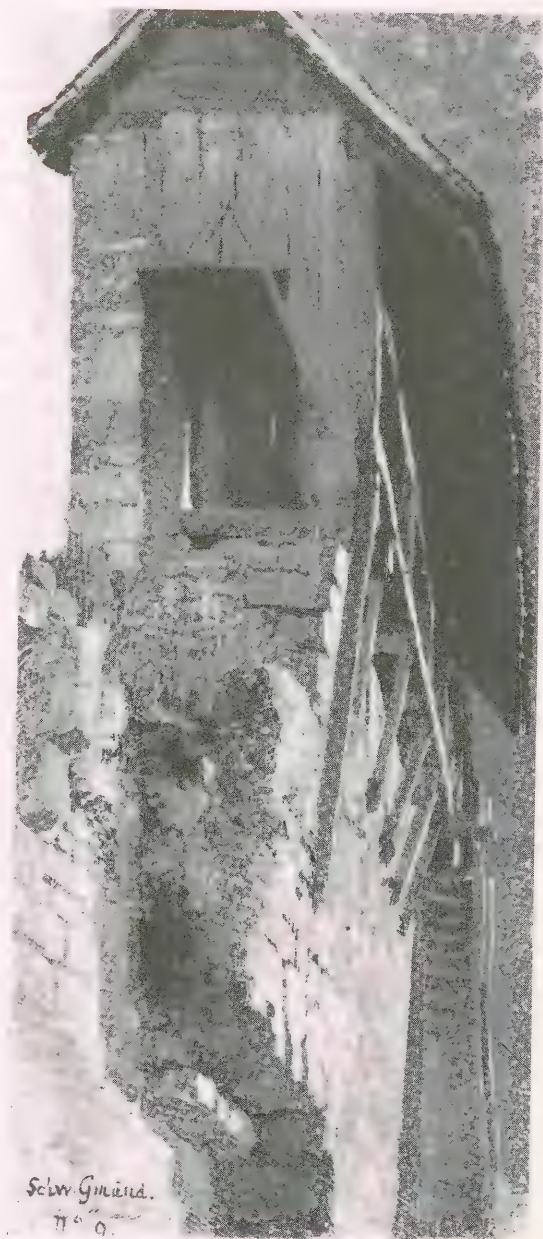


## Nach dem Westfälischen Frieden

Es ist fast ein Wunder zu nennen, daß sich die deutsche und damit auch die gmündische Wirtschaft so rasch vom Elend des Dreißigjährigen Krieges erholt hat. Aber erlebten wir nicht auch nach dem 2. Weltkrieg ein ähnliches Wirtschaftswunder? Die Baulücken, welche durch den Krieg in der Stadt entstanden waren, wurden geschlossen. So erfahren wir, daß die Kapuziner im »Wildeck« eine Reihe von Brandstätten aufkauften, auf denen sie 1654 ihr Klösterlein errichteten. Weit wichtiger aber wurden die Bauten der älteren Orden. Diese wurden von einer wahren Leidenschaft erfaßt, ihre Klostergebäude neu zu errichten. Die Wohnungen wurden fast gänzlich niedrigerissen. Die Kirchen, die im 14. und 15. Jahrhundert in gotische Formen übergeführt worden waren, erhielten eine barocke Gestalt. Selbst die Johanniskirche mußte sich diesen Taumel gefallen lassen. Zum Glück wurde unser Münster davon kaum berührt. Beim Umbau der Klöster und Kirchen wirkten hier zwei Baumeister mit, die in der Kunstgeschichte einen guten Namen haben: Dominikus Zimmermann und Johann Michael Keller.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verfertigte Zeichenlehrer Georg Strobel eine Menge von Porträts hiesiger Bürger und Bürgerinnen. Ist ihr Kunstwert auch nicht hoch, so vermitteln sie uns doch einen unschätzbaren Aufschluß über Trachten und Sitten der damaligen Zeit. Als überaus tüchtige Schlossermeister bewährten sich Angehörige der Familie Storr. Es gab kein bedeutenderes Haus, das von ihnen nicht mit geschmackvollen Fenster- und Oberlichtgittern, mit »Spionen« oder Wasserspeiern verziert worden wäre. Auch manches schöne Grabkreuz

195 C. Weyßer, Wehrgang am Königsturm, um 1860

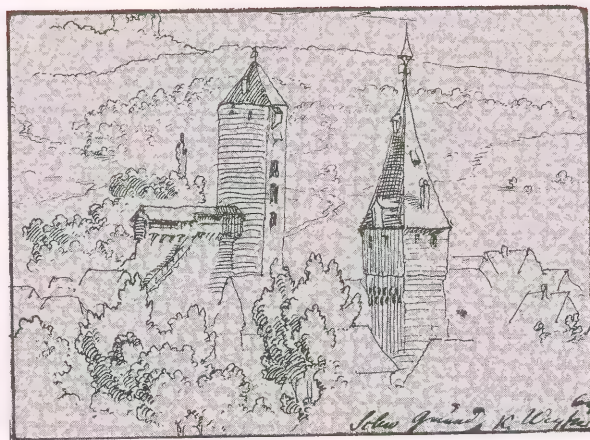




stammt aus ihrer Hand. Keine Stadt konnte sich auch so vieler geschmackvoller Barocktüren rühmen wie Gmünd. Die guten Steinhauerarbeiten, die Oberlichtgitter mit ihren Wappen und Namenszügen, das funkelnde Messingbeschlag auf dem dunklen, geschnitzten Eichenholz zeugten von Bürgerstolz und erlesenem Geschmack.

In jener Zeit erlangte das hiesige Passionsspiel seinen Höhepunkt. Es reicht bis zum Ausgang des Dreißigjährigen Krieges zurück und war wohl das größte Volksschauspiel in Schwaben. Alljährlich wurde am Gründonnerstag und Karfreitag die Leidensgeschichte Jesu auf dem Münsterplatz dargestellt. Musikalische Darbietungen steigerten die Wirkung. In der ersten erhaltenen Fassung des Spiels trat die Musik verhältnismäßig spärlich auf. Sie unterstrich nur die Höhepunkte der Darstellung, die Ölbergzene, das Abendmahl usw. Später schwollen die musikalischen Unterhaltungen immer mehr an bis zu selbständigen Einlagen, die oft den Umfang von Oratorien annahmen. Diese wechselten jedes Jahr. Ihre Komponisten sind der Gmünder Dominikaner Angelus Dreher, der Ordensgeistliche Alois Bernard, der Ellwanger Musikdirektor Schmidt und der Benediktiner Weinrauch in Zwiefalten, der als Lehrer von Konradin Kreuzer bekannt wurde. Der letzte Text von 1769 stammt von dem Geistlichen Johann Sebastian von Rittershausen aus Immenstadt. Er umfaßt 2200 meist recht holprige Verse. Die gesamte Musik der letzten Fassung des Spieles sowie ansehnliche Teile aus früherer Zeit wurden vor einigen Jahren wieder aufgefunden. Die letzte Aufführung des Stückes erfolgte 1803. Dann wurde das Spiel vom württembergischen Staat verboten.

Die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege war keineswegs friedlich. Die französischen Raubzüge in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dehnten sich bis vor die Tore der Stadt aus, verursachten große Kosten und hemmten Handel und Gewerbe. Viel schlim-



196 C. Weyßer, Königsturm und Schmiedtor, um 1860

mer noch wirkte sich der Spanische Erbfolgekrieg (1701—1714) aus. Auf dem Bargauer Horn sieht man noch heute die Spuren großer Befestigungsanlagen, die dort im Jahre 1707 angelegt worden waren. Die Schlesischen Kriege von 1742 bis 1763 spielten sich zwar entfernt von der Gmünder Gegend ab, schädigten aber doch sehr das Erwerbsleben unserer Stadt. Schlimme Folgen hatten auch die französischen Revolutionskriege, besonders seit 1793, als die Franzosen Stadt und Gebiet von Gmünd besetzten. Requisitionen, Steuern, Einquartierungen und Schatzungen brachten die Leute fast zur Verzweiflung. In die Hunderttausende gingen die Forderungen, welche die Stadt in kürzester Zeit zu bezahlen hatte. Dazu kam die Stellung von Wagen und Pferden, die Ablieferung von Heu, Stroh, Brot und Fleisch, die Beschaffung von Stiefeln, Säcken usw. Die Not wurde so groß, daß die Stadt das letzte verfügbare Geld bei den Bürgern aufnehmen mußte. Ja, man war sogar genötigt, das Ratssilber und eine Anzahl von kirchlichen Geräten einzuschmelzen. Selbst die große silberne Madonna sollte dieses Los treffen. Allein ein gültiges



Geschick bewarte sie davor. Das Holz der städtischen Wälder bei Dewangen mußte verkauft werden, im Spital wurden sämtliche halbwegs entbehrlichen Öfen abgebrochen und veräußert. Trotz aller Anstrengungen aber konnte die Habsucht der Eroberer nicht befriedigt werden. Die Schuldenlast der Stadt stieg ins Unermeßliche.

Gewerbe und Handel blühten im 18. Jahrhundert mächtig auf. Immer mehr beteiligten sich auch Frauen und Mädchen an der Lohnarbeit. Sie strickten wollene und baumwollene Kleidungsstücke wie Strümpfe, Mützen, Hauben, Schals. Auch die Perlstrickerei und -stickerei wurden emsig betrieben. Der Chronist Dominikus Debler erzählt, daß man überall in der Stadt strickende Frauen und Mädchen antreffen könne, sitzend vor den Häusern, stehend bei einem Schwatz auf der Straße, aber auch selbst auf dem Wege, wenn sie ihre Einkäufe erledigten. Dieses Zusammenarbeiten der Familie brachte den Bürgern einen bescheidenen Wohlstand, der gerne gezeigt würde. Kein Haus wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erstellt, ohne daß die Steinhauer und Kunstschlosser wenigstens zur Gestaltung der Eingangstüre zugezogen wurden. Viel Wert wurde auf gepflegte Kleidung und soliden Schmuck, aber auch auf einen gehobenen Lebensstil gelegt. Das brachten schon das Gewerbe und die Weite des Handels mit sich. Die Gmünder galten daher gerne als leichtlebig, ja leichtsinnig. Der Vorwurf in dieser Schärfe ist nicht berechtigt, wenn auch zwischen dem lebensbejahenden Gmünder und dem grüblerischen, bibelfesten Altwürttemberger ein großer Unterschied bestand.

Im Gegensatz zu früher gab es jetzt viel größere Unterschiede in der Verteilung des Reichtums. Einstens hatten die Zünfte ausgleichend gewirkt und die Zusammenballung von Geld und Gut in wenigen Händen wirksam unterbunden. Nun aber war vieles anders geworden. Die meisten kleinen Meister brachten ihre Waren nicht mehr selbst auf den Markt. Zwi-

schen sie und den Käufer schob sich der Grossist oder Handelsmann, wie man ihn damals nannte. Er übernahm die Arbeiten der Meister und verschickte sie oft in ferne Länder. Im 18. Jahrhundert befanden sich hier eine italienische, französische, schweizerische, holländische, bayerische, österreichische, sächsische und preußische Handlung. Manche Händler mißbrauchten ihre Stellung, indem sie namentlich zu Notzeiten die Löhne drückten, dem Arbeiter den Lohn nicht in Geld ausbezahlten, sondern ihn zwangen, wenigstens einen Teil des Verdienstes in Waren entgegenzunehmen, welche oft überteuert oder gar unnötig waren. Das waren gewiß schwere Mißstände. Einzelne Familien kamen durch Fleiß, Geschick, gute Beziehungen und Glück zu großem Ansehen und Reichtum. Sie beherrschten für ein Jahrhundert das ganze Leben der Stadt. Die wichtigsten dieser Familien waren die Stahl, Debler, Storr und Mayer. Manche Glieder von ihnen erwiesen durch große Stiftungen ihren Mitbürgern viel Gutes. Sie haben auch in den Zeiten bitterster Not die Stadtverwaltung durch ihre tatkräftige Hilfe arbeitsfähig erhalten.

Ein großer Mißstand war es, daß es manche Familien verstanden, sich in die städtischen Ämter einzudrängen oder gar einzukaufen. Sie setzten es dann durch, daß ihnen bald die ganze Verwandtschaft nachfolgte, obwohl strenge Vorschriften verboten, daß nahe Verwandte gleichzeitig nebeneinander im Rate oder in den gehobenen Beamtenstellen sitzen durften. Diese »Vetterles-Wirtschaft« gab großes Ärgernis. Man warf ihr Parteilichkeit, Ungerechtigkeit und Mißbrauch städtischen Vermögens vor. Schließlich wurde die Unzufriedenheit so groß, daß es zu ernsthaften Unruhen kam. Schon 1700 mußte eine kaiserliche Kommission den Aufruhr dämpfen; doch schon ein Jahr später konnte nur durch zwei Kompanien Fußvolk, welche in aller Stille vom Rat in die Stadt gelegt worden waren, die Ruhe aufrechterhalten werden. Man wollte sogar den besonders verhaßten Bür-





197 Grabmal des Bürgermeisters Johann Stahl (gest. 1661); links das Grabmal Johann Michael Stahls, Edler von Pfeilhalden (gest. 1799), Leonhardsfriedhof



germeister Storr umbringen. Außerlich war der Aufruhr niedergeschlagen, eine Anzahl Bürger ins Gefängnis gelegt. Auch der Anwalt der unzufriedenen Bürger und Bauern wurde gefänglich eingezogen. Nach mehr als vier Jahren, als seine Unschuld nachgewiesen war, wurde er endlich freigelassen. Er war aber inzwischen irrsinnig geworden.

Noch gefährlicher wurden die Unruhen im Jahre 1722. Damals gesellten sich auch die Bauern zu den Unzufriedenen. Sie hatten allen Grund zu klagen, denn die Stadt neigte gar zu gern dazu, die Hauptlast der Einquartierungen und Lieferungen, auch die Kriegsfronen, den Bauern aufzuerlegen. Die Abgaben der Höfe wurden vielfach willkürlich erhöht, auch wo klare Verträge dem entgegenstanden. Andererseits war die Stadt durch die Notzeit der Kriege vielfach zu solchen Schritten gezwungen. Eine kaiserliche Kommission stellte 1723 den Frieden her. Die einzelnen Bürger konnten auf der Schmalzgrube ihre Beschwerden vorbringen. Der kaiserliche Kommissar setzte mit Bürgern und Bauern einen Vertrag auf, nach welchem die Stadt verpflichtet war, die Ungerechtigkeiten abzuschaffen; die Bürger und Untertanen aber wurden angehalten, zum Gehorsam zurückzukehren. Doch mußten viele der Aufständischen für ihre Widersetzlichkeit schwere Strafen bezahlen. Der Bauernschaft als Ganzes wurden die Kosten für die Kommission im Betrag von 2000 Gulden aufgebürdet, die binnen drei Tagen zu bezahlen waren.

Diese Verträge überbrückten nur für kurze Zeit die Gegensätze. Schon bald danach brachen durch den



198 Karte der Gegend um Schwäbisch Gmünd aus der »Geschichte und Beschreibung der Reichsstadt« von Joseph Alois Rink, 1802

199 Johann Sebastian Baumeister, Gmünd von Nordosten, Aquarellminiatur, um 1815



gewalttätigen Oberstättmeister Franz Ignatius Jehlin im Rate solche Streitigkeiten aus, daß das Schlimmste zu befürchten war. Trotzdem wurde dieser Mann kurze Zeit darauf zum Bürgermeister gewählt. Das ganze Jahrhundert verging, ohne daß zwischen der Stadtverwaltung, den Bürgern und Untertanen jemals aufrichtiger Friede eingekehrt wäre. Oftmals wandten sich Bürger und Bauern beschwerdeführend an den Kaiser nach Wien, allein ohne Erfolg. Diese Streitigkeiten verursachten der Stadt Gmünd einen Schaden von Tausenden von Gulden. Das Jahrhundert neigte sich seinem Ende zu, als die Stadt 1793 von einem großen Unglück heimgesucht wurde. Am 16. Juli brach in der Wirtschaft zur »Glocke« (wo heute das Landespolizeiamt sich befindet) Feuer aus, das in wenigen Stunden 27 große Häuser und eine Reihe von Nebengebäuden in Schutt und Asche legte. Heute erinnert noch der Name Brandstatt an dieses Unglück. Die Gmünder Bürger waren so sehr erschrocken, daß sie beschlossen, sämtliche großen Fachwerkhäuser abzubrechen. Denn, so sagten sie, wenn auch diese in Brand geraten wären, hätte die Stadt nicht mehr gerettet werden können. Zum Glück wurde nur das alte Rathaus abgerissen; aber auch dieser Verlust ist bitter zu beklagen.

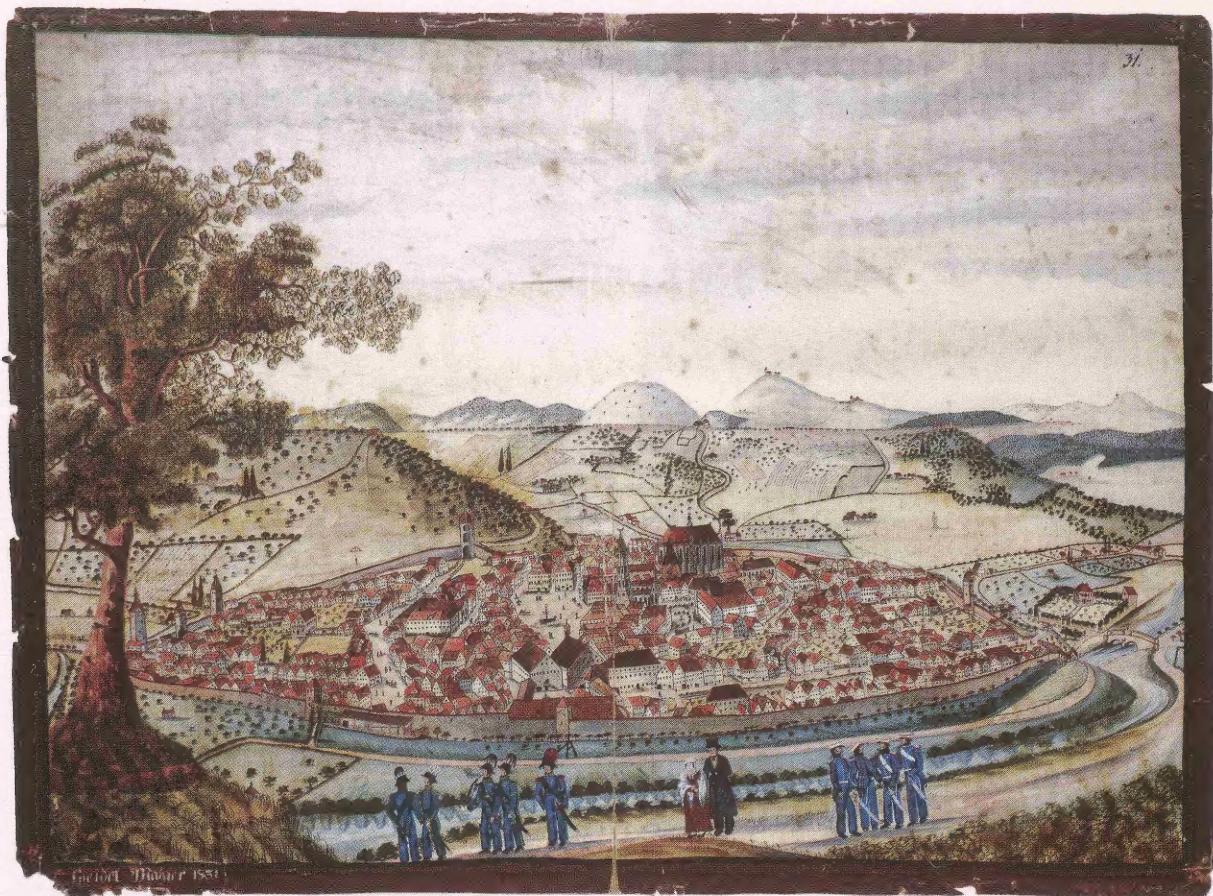
#### Das Ende der Reichsstadt

Die Zeit hatte gegen die kleinen Wirtschaftsgebiete wie Reichsstädte, Rittergüter und kleine Grafschaften gearbeitet. Sie konnten ihre Aufgabe nicht mehr erfüllen, denn die neue Zeit verlangte größere Wirtschaftsräume. Leider wurden diese nicht durch das Reich, sondern durch Napoleon geschaffen. Im Sonderfrieden von Paris am 20. Mai 1802 mußte Württemberg seine linksrheinischen Besitzungen Mömpelgard, Horburg und Reichenweiher an Frankreich abtreten und sollte dafür durch Reichsstädte und geist-

liche Gebiete entschädigt werden. Am 4. Juli 1802 taucht beim Gmünder Chronisten Dominikus Debler zum erstenmal der Gedanke auf, daß die Reichsstadtherrlichkeit zu Ende gehen könnte. In den Ratsprotokollen erfährt man erst am 12. August 1802 von der drohenden Gefahr. Ulm hatte die Reichsstädte eiligst zu einer Tagung aufgefordert. Dabei faßte man viele Beschlüsse, die ohne Wirkung blieben. Man ließ den Städten überhaupt keine Zeit, sich auf eine geschlossene Abwehr zu besinnen. Schon am 6. September 1802, gegen 21 Uhr, kam Regierungsrat Reischach aus Stuttgart hier an und ließ für den folgenden Morgen den ganzen Rat zusammenberufen. Diesem wurde eröffnet, daß der Herzog von Württemberg genötigt sei, zur Sicherung seiner Rechte die Stadt zu besetzen. Am 9. September 1802 rückte ein Regiment württembergischen Militärs hier ein, von dem 260 Mann blieben. Sie besetzten sofort die Hauptwachen und die Tore. Jeder Bürger wurde verpflichtet, vor der württembergischen Wache die Kopfbedeckung abzulegen, widrigenfalls sie ihm heruntergeschlagen werde. Kurz darauf wurden die Einkünfte der Stadt, ihrer Klöster und Stiftungen auf das genaueste aufgenommen. Am 6. November 1802 feierte man hier in kriecherischer Unterwürfigkeit den Geburtstag des Herzogs. Man hatte es nicht verstanden, die Würde zu bewahren.

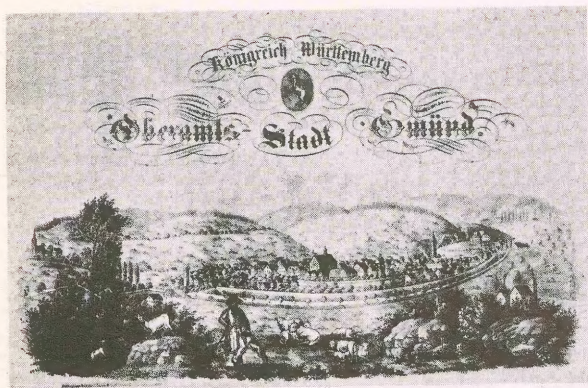
Am 25. November 1802 erfolgte die eigentliche Übernahme Gmünds. Der Herzog versprach, das Wohl der Stadt zu fördern und sie in der Ausübung ihrer Religion nicht zu behindern. Dieses Wort hat er getreulich eingehalten. Von den Untertanen aber wurde unbedingte Unterwerfung gefordert. Alle Beamten, Ratsherren, Geistlichen und das gesamte hiesige Militär hatten Handtreue zu schwören. Die reichsstädtischen Wappen wurden in der ganzen Stadt durch württembergische ersetzt. Hofkommissarius Sattler übernahm die Regierung der Stadt und führte eine sehr scharfe Sprache. Das waren die hiesigen Bürger nicht ge-





VIII Karl Christian Speidel, Schwäbisch Gmünd, Tempera, um 1850





200 Die württembergische Oberamtsstadt Gmünd:  
Kopf eines Lehrbriefformulars, Anfang 19. Jh.

wohnt. Zur selben Zeit wurde der Stadt untersagt, sich an die Reichsgerichte zu wenden. Für alle Rechts-sachen sei nur noch der Herzog zuständig. Württemberg drängte auf rasche Durchführung seiner Verordnungen. Die Marktpreise wurden geregelt; die Feuerlöschgeräte sollten unverzüglich in Ordnung gebracht und die Landstraße nach Ellwangen gründlich aus-gebessert werden. Am 17. Dezember 1802 wurde den gmündischen Soldaten die Wahl gelassen, entweder abzudanken oder sich aufs neue anwerben zu lassen. Die meisten nahmen ihren Abschied. Mit dem 5. Januar 1803 schließen die Reichsstadtprotokolle. Des Heiligen Römischen Reiches Stadt Schwäbisch Gmünd war zur württembergischen Landstadt Gmünd ge-worden. 640 Jahre lang hatte sie ihre Freiheit erhal-ten können.

*Literatur:* Beschreibung des Oberamtes Gmünd hg. vom Kgl. statistisch-topographischen Bureau, 1870; A. Deibele, Das Hospital zum Heiligen Geist in Schw. G., 1967 (Gmünder Hefte Bd. 7); ders., Das Katharinenspital zu den Sondersiechen in Schw. G., 1326 ff., 1969 (Regesten); ders. St. Leonhard und die angeschlossenen Pflegen, 1971 (Regesten); W. Fauser, Die Rechtsstellung der Marienpfarrkirche in Schw. G. bis zum Ausgang des Mittelalters, Heidelberger Diss. 1956 (Vervielfältigtes Ms.); Josef Fleckenstein, Fulrad von St. Denis und der fränkische Ausgriff in den süd-deutschen Raum, Forschungen zur oberrheinischen Landes-geschichte 4 (1957) S. 9—39; M. Grimm, Geschichte der ehem. Reichsstadt Gmünd von Anbeginn bis auf den heu-tigen Tag, 1867; U. Hieber, Wiedertäufer in der Reichsstadt Gmünd und im Remstal, Gmünder Zulassungsarbeit 1970 (Masch.); Bruno Klaus, Zur Geschichte der kirchlichen Ver-hältnisse der ehem. Reichsstadt Schw. G. und des von ihr abhängigen Gebiets, Württ. Vierteljahreshefte NF 11 (1902) S. 257—286 und 13 (1904) S. 66—110; ders., Beziehungen Gmünds zu Württemberg, ebd. 14 (1905) S. 394—417; R. Kiess, Art. Schwäbisch Gmünd im Handbuch der histori-schen Stätten Deutschlands, Bd. 6 (Baden-Württ.), hg. von Max Miller, 1965; Walter Klein (Bearb.), Bilder aus Alt-Gmünd, 1948 (Topographie der Stadt in Bildern des 17. bis 19. Jh.); H. Krämer, Schw. G. Siedlungs- und Rechts-geschichte bis zum Übergang an Württ., Tübinger Diss. 1960; Klaus Mende, Die Stadtrechnungen der Reichsstadt Gmünd im 16. Jh., Nürnberger Diplomarbeit 1971 (Masch.); G. Mewald, Barbieri, Chirurgen und Baderfami-lien in der Reichsstadt Schw. G. bis 1802, Tübinger Diss. 1962; E. Naujoks, Obrigkeitsgedanke, Zunftverfassung und Reformation, Studien zur Verfassungsgeschichte von Ulm, Esslingen und Schw. G., 1958 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württ., Reihe B, Bd. 3), 1958; Alfons Nitsch, Das Spital-archiv zum Heiligen Geist in Schw. G., 1965 (Regesten) ders., Urkunden und Akten der ehem. Reichsstadt Schw. G., 777—1500, 2 Bde. 1966 f.; P. Payer, Die Reichsstadt Schw. G. zu Ende des 18. Jh. und ihr Übergang an Württ., Tübinger Diss. 1957; Richard Schmidt, Schw. G. (Topo-graphie in photographischen Aufnahmen von H. Schmidt-Glassner), o. J.; Emil Wagner, Die Reichsstadt Schw. G., 1523 bis zum Anfang des 17. Jh., Württ. Vierteljahres-hefte (in Forts.) 1879, 1881, 1884, 1886, 1892 f., 1901; ders., Schicksale der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd wäh-rend des Dreißigjährigen Krieges, Württ. Vierteljahres-hefte 24 (1915) S. 123—217.